Die Brüder Stalkrona.

Historischer Roman

von

Wilhelmina,

Verfasserin von „Die Familie Skytte“, „Königin Philippe“ ꝛc.

Aus dem Schwedischen

von

August Kretzschmar.

Zweiter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1865.

Hartleben's Verlags-Expedition.

Erstes Capitel.

Der kleine Evert.

In seinem Empfangszimmer, vor der sogenannten Pönitenzkammer, saß Malaspina und vor ihm stand die alte krummbuckelige Nonne, welche man Schwester Monica nannte.

Sie stand jetzt noch krümmer da als je und sah demüthig und resignirt aus, wie es einem Werkzeug des Jesuitismus zukommt.

»Habt Ihr den Knaben ganz kürzlich gesehen?« fragte Malaspina, nachdem er sie lange mit streng forschendem Blick betrachtet.

»Ja, Eminenz; erst heute noch habe ich ihn gesehen.«

»Und ist er gesund und munter?«

»Ja, wenigstens allem Anschein nach. Er springt jeden Vormittag auf dem Hofe herum und spielt mit seinem Hammer.«

»Mit seinem Hammer? Was soll das heißen?«

»Nun, er hat immer einen alten Hammer in der Hand, welchen er gegen eingebildete Feinde in der Luft schwenkt. Wahrscheinlich dünkt er sich Herzog Carl zu sein und will alle seine Feinde vernichten.«

»Sagt er denn der das, kleine Bösewicht?«

»Ja, Eminenz. Oft habe ich lächelnd hinter dem Gitterthor im Gäßchen gestanden und ihn gehört und gesehen, ohne daß er, der kleine Unbändige, eine Ahnung davon gehabt hat. Die innere Thür besteht nämlich nicht aus Latten, sondern aus Bretern, in welche kleine, sternförmige Löcher eingeschnitten sind. Wenn man sich in Acht nimmt und nicht allzu unvorsichtig ist, so kann man Alles beobachten, was auf Herrn Arvids Hof geschieht, ohne daß man der Gefahr ausgesetzt ist, selbst gesehen zu werden.«

»Aber ist denn sonst Niemand da, der das Thun und Treiben des Knaben sieht und hört?«

»Allerdings, die Dienstleute sehen und hören es mit an und lachen darüber. Knechte und Mägde haben ihre größte Freude an dem sich so nennenden kleinen Herzog, wenn sie gerade auf dem Hofe zu thun haben. Sie ermuthigen ihn, sich nur tapfer zu halten, nicht nachzugeben und Gott weiß, wie sie sich sonst noch ausdrücken.«

»Genug, Schwester Monica. Der Knabe muß fort und zwar so bald als möglich, das seht Ihr wohl selbst ein. Der Himmel gebe, daß die verderblichen Glaubenslehren und die eben so verderblichen politischen Ansichten nicht schon zu tiefe Wurzel in dem Gemüth des lebhaften Kindes geschlagen haben, so daß dieses Unkraut vielleicht schon nicht mehr auszurotten wäre.«

»Er ist ja aber erst sechs Jahre alt.«

»Allerdings, aber es ist doch Schade, daß Ihr keine katholische Familie ausfindig machen konntet, welcher wir ihn hätten übergeben können, Monica.«

»Allerdings. Aber, wie ich schon gesagt habe, ich kannte keine passende und der Kleine mußte, sobald er von

der Amme hinweggenommen ward, nothwendig doch sofort irgendwo untergebracht werden.«

»Ich verstehe und muß übrigens Euch, fromme Schwester, für das kluge Verhalten loben, welches Ihr bei jener bewußten schwierigen Gelegenheit ein Jahr vorher bewieset.«

»Ich danke für diese huldvolle Anerkennung. Man soll sich keiner That rühmen, wäre sie auch noch so gelungen, aber dennoch gestehe ich, daß ich mich später selbst fragte, ob ich es wirklich gewesen sei, die mit Lebensgefahr — denn hätte man mich gesehen, so wäre ich verloren gewesen und —«

»Genug hiervon, Schwester Monica. Ihr habt mir die Sache schon früher erzählt, und ich war der Meinung, daß Alles gut ausgeführt worden. Die Hauptsache ist, daß wir den Knaben so schnell als möglich mit dem Schiffe fortschaffen, welches in diesen Tagen von der Schiffbrücke von Stockholm nach dem Süden geht. Es ist etwas höchst Ungewöhnliches hier im hohen Norden, daß die Schifffahrt ununterbrochen bis in den November fortgesetzt werden kann. Man ist jetzt noch mit dem Befrachten des Schiffes beschäftigt, in einigen Tagen aber wird man damit zu Stande sein und dann mit dem ersten günstigen Winde in See stechen. Es hat nichts zu sagen, wenn der Knabe auch einen oder ein paar Tage zu zeitig an Bord kommt, denn ich werde Sorge tragen, daß man ihn dort versteckt halte. Nach Rom muß er und zwar in eines der strengsten Seminarien. Die Jesuitenväter kennen schon das Mittel, um dem jungen Adler ein wenig die Flügel zu stutzen, und ha-

ben dergleichen Experimente schon zu Hunderten mit Erfolg ausgeführt.«

»Ja, das glaube ich,« sagte die alte Monica.

»Wie steht es übrigens jetzt bei Stalkrona's?« fragte der Prälat nach einer kurzen Pause.

»Sehr schlecht. Die Söhne liegen noch an ihren Wunden danieder. Außer Gefahr sind sie allerdings nun, aber noch sehr kraftlos und erschöpft. Ihre Mutter ist sehr krank, und die Verlobte des einen Bruders immer noch abwesend.«

»Das ist gut, Monica, oder vielmehr es ist, als ob Alles sich vereinigte, um einen glücklichen Erfolg unseres Unternehmens herbeizuführen. Ihr müßt die Sache so einrichten, daß Ihr am liebsten heute noch, spätestens aber morgen, den Knaben in eure Gewalt bekommt, denn das Schiff kann jeden Tag fertig sein, unter Segel zu gehen, und bringen wir den Knaben nicht mit dieser Gelegenheit fort, so weiß der Himmel, wann sich uns eine zweite darbietet. Bis zum Frühling zu warten, wo ich selbst ab reise, ist nicht räthlich. Der Vater des Knaben könnte ja mittlerweile in Folge einer sonderbaren Schicksalsfügung ihn sehen und erkennen und dann für eigene Rechnung Beschlag auf die schöne Beute legen, was nicht mit unsern Plänen übereinstimmen würde, obschon früher bestimmt war, daß der Kleine nach Verlauf von einigen Jahren seinem Vater überlassen werden sollte, um von diesem nach seinem eigenen Gutdünken erzogen zu werden. Jetzt geht, Monica, und fahrt fort, mit Eifer und Treue in unserem Dienste zu wirken.«

Die Alte kreuzte ihre magern Hände über der Brust, und verneigte sich tief zum Zeichen der Ehrerbietung und

des Gehorsams. Dann verließ sie mit geräuschlosen Tritten das Zimmer.

»Wenn es jemals gelingen kann, so ist es jetzt,« dachte sie, während sie die Treppe hinunter, zum Hause hinaus und die Gasse entlang ging; »jetzt, während die jungen Herren und die Hausfrau krank liegen, der Alte zwischen den drei Krankenlagern hin- und herwankt und Jungfrau Axeline abwesend ist. Mit den Dienstleuten will ich schon fertig werden, denn diese pflegen überhaupt nie sehr wachsam zu sein. Ewige Vorsehung!« dachte sie weiter, »wie spielst Du mit uns, deinen geschaffenen Wesen, den schwachen Werkzeugen in deiner gewaltigen Hand. Evert, Evert, Du Treuloser! Du Ehrvergessener, wie viele millionenmal habe ich deinem Andenken geflucht und dennoch, dennoch liebe ich es noch. Dieses alte, verschmähte und verstoßene Herz, welches früher in seiner jugendlichen Unschuld und Hingebung Dir allein gehörte, dieses Herz, welches bestimmt war, das ganze Leben hindurch unter Sammet und Seide zu schlagen, statt dessen nun aber unter dem groben Nonnengewande schlägt, dieses thörichte, sündige Herz empfindet jetzt schon bei dem bloßen Gedanken an Dich ein unerklärliches Gefühl von Zärtlichkeit. Und Du, wie lohntest Du meine Liebe? Ohne den geringsten Grund verließest Du mich und vermältest Dich mit einer Anderen. Diese Andere war reich und hatte einen angesehenen Vater, dessen Fürsprache und Einfluß Dir auf der Leiter des Glückes emporhelfen konnte. Ich dagegen war blos ein armes, vaterloses Mädchen, meine Mutter war die Witwe eines tapferen Officiers, der aber der niederen, jüngeren Adelsclasse angehörte. Und als sie kurz darauf starb und ich allein, wehrlos,

ohne Stütze und ohne Mittel dastand, und mich an Johann, der damals vor Kurzem König geworden, wendete, da forderte mich dieser auf, wieder zum alten Glauben zurückzukehren und in ein Kloster zu gehen. Ich that es, um nicht Hungers zu sterben, oder Dienste in einem fremden Hause suchen zu müssen, wogegen mein Stolz sich empörte. Tausendmal habe ich diesen Schritt bereuet — nicht weil ich an der neuen Lehre mehr gehangen hätte als an der alten, denn ich verstand von der einen so viel wie von der andern, sondern weil ich auf diesem Wege zuletzt in die Hände der Jesuiten gerieth. Nun war der Würfel gefallen. Von diesem Augenblick an durfte ich nicht mehr selbstständig denken oder handeln. Ich bin ebenso wie viele Tausende, die auf der ganzen Erde umhergestreut sind, Männer sowohl als Frauen, ein willenloses Werkzeug dieses Ordens. Man sucht mich zu überzeugen, daß dies schmeichelnd und ehrenvoll sei. Wohl möglich. Dennoch ist meine Stellung jetzt eine sehr gefährliche, da man mich mit einem so schwierigen Auftrage beehrt und mir eine Verantwortlichkeit aufgebürdet hat, welche meine alten Schultern immer tiefer zur Erde niederbeugt und das in Sünde ergraute Haupt mit hinabzieht.«

Während dieser Zeit lagen die beiden kranken Brüder Gustav und Carl Stalkrona wach und für den Augenblick ziemlich schmerzfrei in ihren Betten einander gegenüber und waren — was höchst selten geschah — für den Augenblick allein.

Es war am hellen Tage, und die alte Nonne, welche des Nachts bei ihnen zu wachen pflegte, hatte eben so wie ihre jugendliche Gehilfin sich schon längst fortbegeben.

Gustav war eingeschlummert und Carl hatte der eben anwesenden Dienerin zugeflüstert, auch er hoffe ein wenig zu schlafen und sie könne sich deshalb auf eine Weile entfernen.

Die Magd, welche jung war und sich nichts Entsetzlicheres denken konnte, als in einem Krankenzimmer zu weilen, benützte die ihr gegebene Erlaubniß und entfernte sich, um sich nicht sogleich wieder sehen zu lassen.

Kaum war sie aus dem Zimmer hinaus, so erwachte Gustav und dies war gerade das, was Carl gewünscht hatte. Er hatte sich schon längst nach einer Uuterredung mit seinem Bruder gesehnt; die Gelegenheit dazu hatte sich aber niemals dargeboten, weil Beide vom ersten Anfang ihrer Krankheit an keinen Augenblick mit einander allein gewese waren.

»Gustav,« hob jetzt Carl in sehr sanftem und weichem Tone an, »sieh mich nicht so finster an! Wegen der Wunden, die wir gegenseitig empfangen und gegeben, dürfen wir einander nicht zürnen, denn wir glaubten Beide nur in Ausübung unserer Pflicht begriffen zu sein, und es war das blinde Schicksal, welches unsere Schwerter führte.«

Gustav antwortete nicht, sondern fuhr fort Carl mit demselben finstern Blick zu betrachten.

»Hast Du nicht gehört oder nicht verstanden, was ich sagte?« hob Carl wieder an. »Dennoch scheint mir, als wärest Du jetzt bei vollkommener Besinnung.«

Auch jetzt antwortete Gustav noch nichts.

»Bruder,« sagte nun Carl mit gebrochener Stimme und während ihm die Thränen in die Augen traten, »Du hassest mich!«

»Ja,« lautete Gustavs lakonische, in dumpfem Tone gegebene Antwort.

»Und warum, wenn ich fragen darf?« hob Carl in demselben weichen Tone wieder an. »Was habe ich Dir wohl zu Leide gethan? So viel ich mich entsinnen kann, habe ich Dich nie mit Wort oder That beleidigt, als bis ich Dich ohne meinen Willen verwundete und Du mir eben so unfreiwillig eine Wunde mit deinem Schwerte schlugst. Seit deiner Rückkehr in die Heimat habe ich gesehen, wie Du Blicke des Hasses und Zornes auf mich richtest, ohne daß ich weiß, womit ich solche Gefühle in deinem Herzen hervorgerufen habe. Vorwürfe habe ich Dir niemals gemacht, sondern ich bin Dir im Gegentheil aus dem Wege gegangen, so oft ich gekonnt habe. Was kann wohl die Ursache dieses deines sonderbaren Benehmens sein?«

»Du bist ein Heuchler, Carl,« antwortete Gustav, der es nun endlich für gut fand, etwas zu sagen.

»Ein Heuchler! In wie fern?«

»Ich habe keine Lust, jetzt zu sprechen,« entgegnete Gustav.

»Du mußt aber, magst Du Lust haben oder nicht, Bruder,« hob Carl in einem Tone an, der fast keinen Widerspruch duldete. »Die Minuten sind gezählt. Es ist jetzt, seit dem jenes Unglück geschah, das erste Mal, daß man uns mit einander allein läßt. Es kann lange dauern, ehe wir wieder Gelegenheit zu einer Unterredung unter vier Augen erhalten. Laß uns daher die jetzige Zeit benutzen, um mit einander zu sprechen wie Männer und nicht wie eigensinnige Knaben. Sag' mir, Gustav, weshalb Du mir zürnst, und wenn Du mir beweisen kannst, daß ich Dich

beleidigt habe, so sag', ob Du mir nicht verzeihen willst. Wir dürfen nicht in Zwist leben — wir sind ja Brüder.«

»Brüder! Ha!« rief Gustav.

»Nun ja, Brüder! Kannst Du dies wohl läugnen? Habeu wir nicht unter dem Herzen einer und derselben Mutter geruht? Hat nicht der Arm eines und desselben Vaters uns emporgehoben? Haben nicht dieselben Lippen uns gesegnet und für unser Wohl gebetet?«

»Das mag wohl sein,« sagte Gustav. »Ich weiß blos, daß Du stets der Liebling gewesen bist, während man mir immer wie einem Stiefkinde begegnet ist.«

»Einbildung, Gustav, leere Einbildung! Ich war der Jüngere und ward daher vielleicht mit größerer Nachsicht behandelt als Du, weil ich ja in allen andern Dingen schlechter gestellt war. Der Erstgeborene in einer Adelsfamilie ist stets der entschieden Glücklichste. Ihm gehört das Vermögen und in Folge dessen eine glückliche Zukunft. Ihm wird von Allen der Hof gemacht — von Dienstleuten, Gästen, ja sogar von den Aeltern selbst. Die jüngern Söhne dagegen haben wenig vom Glück zu hoffen und bedeuten folglich auch weit weniger.«

»Ja, ja,« rief Gustav, »das ist das alte Lied. Ich war von Anfang an der beneidete künftige Erbe und deshalb ward Dir, um Dich zu entschädigen, der beständige Sonnenschein der Aelternliebe zu Theil, während ich im Schatten sitzen und mich mit einigen mir blos dann und wann zufallenden trüben Strahlen begnügen mußte.«

»Du übertreibst, Gustav, und weißt das auch selbst recht gut. Ich war, wie Du Dich wohl entsinnen wirst, während der ersten zehn Jahre meines Lebens ein

schwächliches, kränkliches Kind, welches man demzufolge ein wenig hätschelte. Ueberdies war ich auch stets fügsam, artig und gehorsam, so daß ich selten Scheltworte verdiente, während Du, muthwillig, leichtsinnig und übermüthig, Dir fortwährend nicht blos mündliche, sondern auch handgreifliche Zurechtweisungen zuzogst.«

»Worüber Du Dich allemal freutest,« fiel Gustav ein.

»Du thust sehr unrecht, dies zu sagen. Ich freute mich durchaus nicht darüber, obschon ich in meiner kindischen Einfalt oft dachte: Warum hört er nur nie auf Vater und Mutter und hütet sich dadurch vor Strafe?«

»Also, das dachtest Du wirklich, Du Musterbild aller wohlgezogenen Kinder?«

»Ja, Gustav, das dachte ich. Und was unsere ungleiche Stellung in der Zukunft betrifft, so hatte ich damals ja noch keine Ahnung davon und konnte Dich folglich auch nicht darum beneiden, daß Du der Erstgeborene warst. Was versteht man als kleines Kind von solchen Dingen!«

»Ja, aber Du warst noch kein sehr großes Kind, als Du es schon recht gut verstandst. Und wie oft verklagtest Du mich dann bei unsern Aeltern und brachtest mich in Strafe. Mich zu rächen wagte ich damals nicht, aber im Stillen schwur ich, es später einmal, in der Zukunft zu thun, und ich werde Wort halten.«

»Du beabsichtigst also Dich an mir zu rächen! Es ist also mein einziger Bruder, den ich als meinen persönlichen Feind betrachten muß? Das ist grausam, Gustav!«

»Fürchte nichts, Carl. Wenn ich so eben sagte, ich hätte die Absicht, den Racheschwur, den ich als Kind gethan, zu

halten, so meinte ich dies nicht gerade buchstäblich. Vor meinen vorsätzlichen und persönlichen Beleidigungen kannst Du sicher sein. Verlange nur nicht, daß ich Dich liebe, wie ein Bruder gewöhnlich den andern liebt.«

»Und warum nicht, Gustav?«

»Ich habe es Dir ja schon gesagt. Wegen der vielen bitteren Augenblicke, die Du mir in unserer Kindheit bereitet.«

»Das war ein Irrthum, mein Bruder, ein vollständiger Irrthum. Andere klagten Dich an, nicht ich. Und wenn ich auch — obschon es durchaus nicht der Fall war — als Kind unrecht an Dir gehandelt hätte, dürfte das wohl den Grund zu dem Haß für's ganze Leben legen?«

»Warum nicht? wenn auch nicht gerade zu Haß, doch wenigstens zu Kaltsinn. Laß uns jeden seinen Weg für sich wandeln, Carl.«

»Das thun wir in Folge unserer verschiedenen politischen Ansichten ja ohnehin schon. Ich wünschte aber, daß wir wie die Grafen Lejonhufvud in brüderlicher Liebe vereint wären trotz der verschiedenen Denkweise und der ungleichen Ansichten, denen wir huldigen. Habe ich vielleicht nicht auch eine Menge Beleidigungen, eine Menge bittere Augenblicke hinnehmen müssen? Ich verzeihe Dir aber dies Alles und will gern vergessen. Es geziemt uns, meine ich, nicht, die schmerzlichen Erinnerungen der Kindheit wachzurufen, denn wir sind ja keine Knaben mehr, sondern Männer, Du fünfundzwanzig, ich dreiundzwanzig Jahre alt.«

»Da hast Du allerdings Recht. Der Groll hat aber einmal in mir allzu tiefe Wurzeln geschlagen, und Du hast Dich dagegen deiner alten häßlichen Gewohnheit zu scla=

visch hingegeben, als daß Du Dich ihrer wieder entschlagen könntest. Sah ich vielleicht nicht sogleich bei meinem ersten Wiedereintritt in das Aelternhaus nach siebenjähriger Abwesenheit, daß Du auf unsere Aeltern eingewirkt, so daß sie mich mit einer gewissen Kälte empfingen, welche seitdem, wenigstens was unsern Vater betrifft, täglich noch gestiegen ist?«

»O, wie unrecht thust Du mir, Gustav! Möge der Himmel Dich niemals dafür strafen, wie Du doch in der That und Wahrheit verdienst. Ich, der ich so oft zu deinem Vortheil gesprochen, ich sollte Dich verleumdet haben! Du bist wirklich grausam, Bruder. Zum Glück und Erfolg in Allem geboren, beraubtest Du mich schon in unserer allerersten Jugend des Mädchens, welches ich liebte. Wir liebten sie Beide — Du dreist und offen, ich heimlich und verstohlen. Wenn wir auch Beide vor sie getreten wären und ihr gleichzeitig unsere Herzen dargeboten hätten, so wäre es ja ganz natürlich gewesen, daß sie den in jeder Beziehung vom Glück mehr begünstigten und mit Körper- und Geistesgaben reicher ausgestatteten Gustav dem unansehnlichen Carl vorgezogen hätte.«

»Sprich nicht so, Bruder,« entgegnete Gustav in einem mildern Tone und indem er sich zum ersten Male des Wortes »Bruder« bediente. »Sprich nicht so, denn Du bist, sowohl was die äußere Erscheinung als auch alle anderen Gaben und Eigenschaften betrifft, eben so reich ausgestattet als ich. Jetzt aber mußt Du mir sagen, welches Mädchen Du meinst, bei der ich Dir den Rang abgelaufen haben soll.«

»Brauche ich es wohl erst zu sagen? Wen soll ich

sonst meinen als Agnes Bjelke? Du betrogst sie, nachdem Du Dich um ihre Liebe beworben und nachdem sie ihr Herz für das ganze Leben Dir gewidmet. Von meiner zärtlichen, schüchternen Glut weiß sie nichts, und niemals wird sie erfahren, wie innig ich sie liebe. Hättest Du ihr nicht die falschen Worte einer erheuchelten Liebe zugeflüstert, so wäre sie vielleicht die Meine geworden. Du hast sehr, sehr unrecht an mir gehandelt, Gustav, sowohl an ihr als auch an mir. Dennoch aber verzeihe ich Dir und möchte Dich gern lieben wie einen Bruder.«

»Du thust mir Unrecht, Carl,« antwortete Gustav jetzt sehr sanftmüthig; »ich habe Agnes Bjelke niemals eine Liebe erklärt.«

»O ja, das hast Du, ich weiß es bestimmt, obschon sie es Niemanden gesteht, kaum ihrer eigenen Mutter.«

»So, und dennoch weißt Du es? Wer sind denn die unsichtbaren dienstbaren Geister, welche Dich so eifrig von Dingen unterrichten, die kein anderer Sterblicher weiß? Inzwischen sollte es mir eine Freude sein, wenn Du deine Schüchternheit ablegtest und offen und dreist als Agnes' Freier aufträtest. Es wäre herrlich, sie zur Schwägerin zu bekommen.«

»Das glaube ich, weil Du hoffst dann die heimlich an Dir nagenden Vorwürfe, ihr ganzes Lebensglück vergiftet zu haben, los zu werden. Du glaubst, als Gattin deines Bruders werde sie keine bittern und schmerzlichen Erinnerungen mehr hegen. Dies ist aber ein falscher Glaube. Dich vergißt sie nimmermehr, und sie wird nie einen Andern lieben lernen.«

»Die gute Agnes thut mir in der That und Wahrheit

allzuviel Ehre an, wenn dem so ist, besonders da es ganz ohne mein Verdienst und Würdigkeit geschieht.«

»Laß uns nicht weiter darüber sprechen, Gustav.«

»Du hast Recht, Carl. Wir wollen niemals wieder davon sprechen.«

»Und wir sind also Freunde und liebevolle Brüder, nicht wahr?« fragte Carl.

»Ich bin nicht mehr abgeneigt,« antwortete Gustav, nachdem er sich einen Augenblick besonnen; »vor allen Dingen aber mußt Du eine Frage, die ich an Dich zu thun beabsichtige, beantworten — aber aufrichtig.«

»Ja, wenn ich kann.«

»Du kannst es, wenn Du willst. Wer ist Everts Vater?«

»Everts?«

»Ja, des Knaben, welcher hier herumspringt; wem gehört er?«

»Und das soll ich wissen?«

»Du weißt es besser als Jemand anders.«

»Du sprichst in Räthseln.«

»Durchaus nicht; Du verstehst recht wohl, was ich meine.«

»Was Du meinst? Was meinst Du denn? Geh doch heraus mit der Sprache!«

»Ich meine, daß er dein Sohn ist.«

»Mein Sohn! Ha! ha! ha! Was das für eine Idee ist! Du hast wohl den Verstand verloren?«

»Durchaus nicht. Ich glaube blos das Intriguengewebe durchschaut zu haben. Wenn mein Vater nicht mit im Complott ist, so hat man ihn hinter's Licht geführt. Schon

vom ersten Tage meiner Ankunft hier habe ich dies gedacht. Der Knabe ist Dir gewogen und hängt mit großer Liebe an Dir, während er mich nicht ausstehen kann. — Dies kann sehr leicht ein vom Vater ererbter angeborener Instinkt sein. Hat er nicht alle Tagedraußen vor der Thür gestanden und zu Carl hereingewollt, um zu sehen, wie es mit diesem geht? Und hinwiederum Du, Du vergötterst den blondlockigen Buben geradezu. Hm, hm! ich habe meinen Argwohn.«

»Ach, lieber Gustav, sprich doch ein kluges Wort. Wie sollte ich schon in so jungen Jahren in ein so ganz außerordentliches Abenteuer gerathen sein.«

»Dieselben wären für Dich nicht außerordentlicher als für so viele andere, erst achtzehn- oder neunzehnjährige Jünglinge.«

»Ich sage Dir aber, Gustav, sei vernünftig und entschlage Dich des häßlichen Mißtrauens, welches von unserer Kindheit an deine Schattenseite gewesen, und welches, wenn es noch tiefer Wurzel schlägt, das Unglück deines ganzen Lebens, so wie aller Derer, die in deiner Nähe leben, ausmachen wird.«

»Ach, Carl, suche doch nicht durch dein Moralisiren meine Frage zu umgehen, sondern antworte mir aufrichtig: Wem gehört der Knabe?«

»Sobald ich es erfahre, werde ich antworten. Uebrigens begreife ich nicht, was dieses gerade Dich angeht. Was hast Du mit dieser Sache zu thun?«

»Ah so,« sagte Gustav in verächtlichem Tone, »Du wirst heftig. Ja, ja, ich darf nicht so mißtrauisch sein, denn —«

In diesem Augenblick trat die Magd wieder ein,

welche Erlaubniß erhalten, sich auf eine Weile zu entfernen, und die jetzt ganz leise und vorsichtig ging, um die möglicherweise schlummernden Kranken nicht zu wecken.

Sie erstaunte daher nicht wenig, bei ihrem Eintritt in das Zimmer zu finden, daß sie mit einander sprachen, was bis jetzt noch nie der Fall gewesen.

Inzwischen geschah es nicht bald wieder, daß die beiden Brüder einige Worte mit einander wechselten, und der Versöhnungsversuch des gutmüthigen Carl scheiterte an Gustavs hartem, mißtrauischem Charakter.

Herr Arvid Stalkrona saß inzwischen im Alltagszimmer und sprach mit einem seiner Freunde, Herrn Sigge Mansson Björnram, welcher auch zur Partei des Herzogs gehörte. Herr Arvid klagte ihm seine Noth in Bezug auf die Krankheit seiner Gattin sowohl als seiner Söhne, dankte aber doch im Stillen Gott für die Hoffnung, die er endlich auf die Wiederherstellung der jungen Männer hegen konnte.

Der Freund suchte ihn ebenfalls zu ermuthigen, beklagte aber zugleich, daß der ältere Sohn, der tapfere, lebhafte Gustav, für die gerechte Sache, wie er die des Herzogs nannte, verloren ginge.

Stalkrona gab dies zu und die beiden alten Herren waren eifrig mit Fortsetzung ihres Gesprächs beschäftigt, als plötzlich der kleine Evert in das Zimmer hereingesprungen kam.

Der Knabe blieb erst einige Schritte von der Thür stehen, eilte dann aber auf Herrn Björnram zu und sagte:

„Wenn Du ein Freund des Herzogs bist, so werde

ich Dich in Frieden lassen; bist Du aber ein Freund des Königs, so sollst Du meinen Hammer fühlen.«

Herr Björnram lachte, daß ihm die Thränen in die Augen traten, und selbst Herr Arvid lächelte, obschon er an das Thun und Treiben des kleinen Wildfangs schon gewöhnt war.

»Ja,« sagte Björnram, »er hat einen wirklichen Hammer in der Hand. Wo hat er diesen her?«

»Es ist ein Geschenk von dem hier in unserer Gasse wohnenden Schmied, der ebenfalls ein eifriger Anhänger des Herzogs ist,« sagte Herr Stalkrona.

»Ja,« aber der Knabe kann mit diesem harten und scharfen Stahlhammer sowohl sich als Andere zu Schaden bringen,« entgegnete Herr Björnram. »Das ist kein Spielzeug für so zarte Hände.«

»O, er nimmt sich schon in Acht,« meinte Herr Arvid.

»Das wird sich finden,« sagte sein Freund, indem er den Knaben auf das Knie nahm. »Komm', kleiner Schalk,« fuhr er fort, »und sage mir, was Du mit dem Hammer machen willst?«

»Ich bin kein Schalk,« entgegnete der Kleine mit dem tiefen Ernst, welchen Kinder zeigen, wenn sie das, wofür sie sich ausgeben, wirklich zu sein glauben. »Ich bin kein Schalk, sondern ich bin der Herzog Carl, und werde mit diesem meinem silbernen Hammer alle meine Feinde todtschlagen.«

»Aber dieser Herr ist ja ein Freund des Herzogs,« sagte der alte Stalkrona.

»Nun, dann soll er leben bleiben,« entgegnete Evert

und strampelte mit den kleinen Beinen, um auf den Fußboden herabzukommen.

Björnram ließ ihn los und der Knabe eilte sofort nach der Thür, drehte sich aber noch einmal herum und sagte zu Stalkrona gewendet:

»Herr Arvid, darf ich heute zu Carl hinein?«

»Wir wollen sehen.«

»Wir wollen sehen,« wiederholte der Knabe mißvergnügt. »Diese Antwort habe ich nun schon ziemlich lange gehört, gewiß schon ein ganzes Jahr!«

»Ich bitte um Entschuldigung, Herr Herzog; so kurz ist ein Jahr nicht,« antwortete der alte Stalkrona lächelnd. »Geh' jetzt und spiele, mein kleiner Evert,« setzte er in ernstem Tone hinzu. »Sobald Carl wieder so weit ist, daß er Dich sprechen kann, werde ich Dich zu ihm führen. Dieser Knabe macht mir viel Freude,« fuhr er, sobald Evert das Zimmer verlassen, zu Herrn Björnram gewendet, fort; »er ist ein wenig allzu lebhaft, aber das schadet nichts. Ich glaube nicht, daß ich einmal meine Enkel, wenn ich deren bekomme, lieber haben werde, und sollte diesem Wildfang etwas Schlimmes begegnen, so glaube ich, es wäre mein Tod.«

»Na, na,« entgegnete Herr Björnram, »Du bist ja sonst nicht so weichherzig, Freund. Ein schöner Knabe ist er allerdings dieser kleine Tausendsasa. Weißt Du, wem er ähnlich sieht?«

»Nein, wenigstens Niemanden, den ich kenne.«

»Nicht! Kennst Du denn nicht die Herren vom Hause Wasa? Sieht er diesen nicht so ähnlich wie ein Ei dem

andern? Ich kann mich entsinnen, daß König Sigismund in seiner Kindheit gerade so aussah.«

»Nein, lieber Bruder, da irrst Du Dich wohl, und wenn ich in dem Gesichte des Knaben auch nur einen einzigen Zug entdeckte, welcher mich an Sigismund erinnerte, so behielte ich ihn keine Stunde länger.«

»Dann hassest Du wohl unsern jungen König? Das thue ich nicht. Ich bin blos unzufrieden damit, daß er uns wieder zur Rückkehr zu unserer alten Glaubenslehre zwingen will, aber nicht um seiner eigenen hohen Persönlichkeit willen.«

»So würde ich auch sagen, wenn er mich nicht persönlich beleidigt hätte. Aber meine Eva, meine schöne, meine herrliche Eva, die so fromm, so unschuldig war, ehe sie dem grausamen Verführer in den Weg kam! Denke Dir, Bruder, welch' ein Kummer für mich, außer meinen nagenden Gewissensbissen. Meine Schwester war Evert Horn's Witwe und hatte blos jenes Mädchen, welches Eva genannt ward, weil ihr Vater Evert hieß; meine Schwester, sage ich, meine einzige, geliebte, unvergeßliche Schwester, ließ mich an ihr Sterbebett rufen und sprach in so zärtlichen, schönen Worten, wie sie stets that. »Arvid, mein Bruder,« sagte sie, »ich vermache Dir das Theuerste, was ich besitze, meine Tochter; sei gut gegen sie, und vor allen Dingen pflege meine zarte Blume, damit kein rauher Wind sie knicke, oder ein gefährliches Insect ihre Krone vergifte!« So sagte meine Schwester und starb in meinen Armen, nachdem ich ihr das beruhigende Versprechen gegeben, daß ihrem geliebten Kinde, so lange ich der Beschützer desselben wäre, nichts Schlimmes widerfahren solle.«

»Nun, und?«

»Nun, das Mädchen zog zu mir in's Haus. Mein Weib vertrat bei ihr Mutter-, ich Vaterstelle. Zwei Jahre lang ging Alles gut und die liebenswürdige Eva war unser Beider Augapfel. Inzwischen war sie herangewachsen und sollte bei Hofe eingeführt werden, dem ebenso glänzenden als leichtsinnigen Hofe des Königs Johann, der allerdings keine Schule für die Jugend, weder für die männliche noch für die weibliche, war. Ich sah dies an meinem Gustav, schon ehe dieser in's Ausland ging, und nun — doch ich will jetzt blos von Eva Horn sprechen. Wäre die vortreffliche Königin Katharina Jagellonica am Leben geblieben, so wäre es wohl ganz anders gekommen. So aber war es die junge Königin Gunilla, welche so viel wie nichts zu sagen hatte, und die Prinzessin Anna, welche sich brüstete wie ein Pfau, und deren Gesellschaft und Beispiel für junge Mädchen nichts weniger als vortheilhaft war.«

»Aber, lieber Bruder, die Prinzessin konnte doch nichts dafür, daß —«

»Ich behaupte auch nicht, daß sie etwas dafür könnte; daß aber ihre eigene Handlungsweise bedeutend auf ihre Umgebung und die jungen Personen einwirkte, welche in ihre Nähe kamen, das wiederhole ich und dabei bleibe ich. Kurz und gut, der Kronprinz Sigismund war damals ein schöner junger Mann von zwanzig Jahren. Gerade damals ward er zum König von Polen gewählt und mußte dorthin reisen. Kaum war er fort, so machte sich an meiner Nichte Eva eine sonderbare Veränderung bemerklich. Sie war nicht mehr so heiter wie früher. Stundenlang konnte sie in ihre Träume versunken sitzen, und rief man sie dann,

so zuckte sie zusammen, wie von einer Biene gestochen. Auch war sie nicht mehr so blühend, wie sie früher gewesen, das holde, schöne Mädchen. Allerdings wollte sie nicht gestehen, daß ihre Gesundheit litt oder daß ihre Gemüthsstimmung eine andere sei als früher, aber es stellte sich dies auch ohne ihr Geständniß deutlich heraus. Niemand glaubte inzwischen an etwas so Entsetzliches, wie es wirklich war. Eva ward immer kränker und ihr Gemüth immer düsterer. Monate vergingen, sie wollte niemals ausgehen und noch weniger sich in Gesellschaft zeigen. Endlich ward sie so unwohl, daß sie sich mehrere Wochen in ihr Zimmer eingeschlossen halten mußte, bis eines Tags — ha, niemals werde ich unsere Schrecken vergessen — mein Weib von einer unserer Mägde aufgefordert ward, sich bei Eva einzufinden. Und was fand sie dort? Zwei weinende Mägde und die siebzehnjährige Eva todt mit einer todten Tochter in ihren Armen!«

»Einer Tochter! Hm — ich dachte schon — das Alter trifft zu und der Familienname auch.«

»Der Familienname! Ha! Du dachtest an Evert. Dies ist aber für den, der den rechten Zusammenhang kennt, nicht befremdend. Nein, diesen Springinsfeld habe ich ganz anders woher bekommen und zwar lange nach jener Zeit. Das Kind der Unglücklichen war ein Mädchen, welches zugleich mit seiner jugendlichen Mutter ins Grab gesenkt ward.«

»Traurig! zu traurig!« seufzte Björnram.

»Ja, Bruder, mehr als traurig. Denn welcher Kummer wäre größer als der, zu welchem sich Schande und Selbstvorwürfe gesellen? Ich glaubte, meine arme Jo-

hanna würde den Verstand verlieren, denn sie konnte sich niemals selbst verzeihen, daß sie das Mädchen nicht sorgfältig genug gehütet, daß sie sie nicht beständig unter den Augen gehabt, sondern oft lange Zeit hinter einander am Hofe bei der Königin und der Prinzessin gelassen, welche, obschon sonst in allen Dingen uneinig, gleichwohl in ihrer Vorliebe zu unserer holden, liebenswürdigen Eva übereinstimmten. Sie war — dies sagte sie selbst — gleichsam ein Verbindungsglied zwischen Stiefmutter und Stieftochter, und dies erfreute sie, das fromme Kind. Ich bin fest überzeugt, daß sie nicht heuchelte, als sie dies sagte, und ich weiß, daß es sich wirklich so verhielt. Was wir armen betrogenen Pflegeältern dagegen nicht wußten, war, daß der Kronprinz ihr nachgestellt hatte. Ich bin auch jung gewesen, Bruder, und ich weiß, daß die Leidenschaft uns in diesen Jahren übermannen kann, wenn wir nicht ernst dagegen kämpfen, aber ein solches Mädchen wie meine Nichte, ein Kind, ein Engel an Unschuld, an kindischer Unbekanntschaft mit dem Bösen! O, Du hättest sie sehen sollen. Aber nein! Du hast sie niemals gesehen und wirst auch ihresgleichen niemals zu sehen bekommen. Und meine Schwester, meine geliebte, unvergeßliche Schwester droben im Himmel. Was soll ich ihr einmal antworten, wenn ich ihr vor Gottes Richterstuhl begegne und sie mich fragt, wie ich den theuren Schatz gehütet, den sie mir anvertraut?«

Der sonst so barsche und, wie Viele glaubten, so wenig gefühlvolle Herr Arvid Stalkrona ward von diesen traurigen Erinnerungen so ergriffen, daß er zur großen Verwunderung seines Freundes sogar in Thränen ausbrach.

»Beruhige Dich, Bruder Arvid,« sagte Herr Björnram. »Jenseits des Grabes richtet man noch milder und sieht das wahre Verhältniß der Dinge noch klarer als hier, dafern man nämlich dort sich dessen, was hier gewesen, noch erinnert.«

»Inzwischen,« fuhr Herr Arvid fort, »war das Unglück nun einmal geschehen und weder Eva's Leben noch ihre Ehre mit den heißesten Thränen und den lautesten Klagen wiederzuerkaufen. Niemals aber verzeihe ich dem König Sigismund und niemals vergesse ich den Schwur, mich an ihm zu rächen, den ich im ersten Ausbruch meines Zornes that und den ich seitdem hundertmal erneuert habe. In so weit ich etwas vermag, soll er Schwedens Krone nicht behalten, wenn es ihm auch gelingen sollte, sie auf eine Zeitlang sich auf's Haupt zu setzen.«

»Und so viel ich vermag,« sagte Herr Björnram, »werde ich die Sigismund feindliche Partei unterstützen, nicht aus persönlichem Haß, denn ich bin weder von ihm noch von seinem verstorbenen Vater sonderlich beleidigt worden, sondern aus reinem Eifer für die gute Sache und aus Rücksicht für das Vaterland, welches, wenn dieser König hier festen Fuß faßte, sehr bald vollständig in die Gewalt der Jesuiten gerathen würde. Doch sage mir, lieber Bruder, da wir einmal vertraulich über Dinge sprechen, welche Dich und deine Familie persönlich angehen — widerstrebte es Dir und ganz besonders deinem Weibe nicht, nochmals ein eben so junges und schönes Mädchen in's Haus zu nehmen, nachdem es Euch mit dem ersteren so übel ergangen? Ich an eurer Stelle, mein Freund, würde mich, nachdem ich eine solche Erfahrung gemacht, niemals wieder dazu verstanden

haben, dem jungen Mädchen ein Asyl in meinem Hause zu gewähren.«

»Du meinst Axelina. O, mit dieser ist es etwas Anderes. Ihr Oheim, der edle Graf Mauritz, wacht über ihr eben so eifrig als ich und Johanna. Uebrigens war sie ja schon bei ihrer Hierherkunft mit unserer und ihres Onkels Zustimmung mit unserem ältesten Sohne verlobt. Es müßte ein Ungeheuer von einem Mädchen sein, wenn sie uns unter diesem Verhältnisse denselben Kummer verursachte wie Eva, welche, zum ersten Mal liebend, ihre Neigung unglücklicher Weise dem Manne widmete, den sie niemals zum Gatten bekommen konnte. Axelina ist kein blindlings vertrauendes Täubchen wie Agnes, obschon eben so unschuldig und tugendhaft wie diese, ehe sie in die Klauen des Adlers gerieth. Axelina versteht Böses vom Guten zu unterscheiden. Sie besitzt so viel Verstand und Einsicht, als ob sie zehn Jahre älter wäre, als sie wirklich ist, und ihre Liebe zu Gustav ist von der Art, daß sie wohl jeder Versuchung trotzen kann. Ueberdies sind ja die Verhältnisse in den Hofkreisen jetzt ganz anders, als sie vor sieben oder acht Jahren waren.«

»Allerdings, darin hast Du vollkommen Recht. Daß aber Axelina sich an den Hof des Herzogs begeben durfte, darüber hat sich Mancher gewundert.«

»In Begleitung ihres Oheims und unter seinem Schutze kann sie nach Rom reisen, wenn's gilt. Uebrigens ist es weit beruhigender, sie am Hofe des Herzogs als an dem des Königs zu wissen.«

»Nun, was das Letztere betrifft, so wird man dort wohl keinen großen Anspruch auf die Gesellschaft von ade-

ligen Jungfrauen machen, welche Töchter oder Verwandte von offenbaren Feinden des Königs sind.«

»Wer weiß? vielleicht die Prinzessin Anna. Diese und Axelina sind während der kurzen Zeit, wo Lejonhufvud's Tochter Hofdirne der Prinzessin war, sehr gute Freundinnen gewesen. Die eben so leichtsinnige und ränkevolle Königstochter ist ja jetzt ganz unvermuthet und zum Schrecken für Viele wieder nach Schweden zurückgekehrt. Ich glaube —«

Das eben so eifrige als vertrauliche Gespräch der beiden Freunde ward hier unterbrochen, denn sie wurden durch ein furchtbares Geschrei und Getöse im Hause sowohl so wie draußen auf der Gasse gestört oder, wenn man dies von ein Paar so alten tapfern Kriegern sagen darf, erschreckt.

Und dieses Geschrei und Getöse hörte nicht auf, sondern ward mit jeder Secunde toller. Man hörte rauhe Männerstimmen commandiren und fluchen, sowohl auf schwedisch, wie auf polnisch, deutsch und lateinisch; Frauenstimmen winselten, jammerten und kreischten.

Ueber alle diese Stimmen hinweg aber hörte man die gellende eines Kindes, welches aus vollem Hals brüllte, als ob es, wie man zu sagen pflegt, am Spieße stäke.

Daß Herr Arvid und sein Freund sogleich aus dem Zimmer, in welchem sie sich befanden, hinauseilten, war ganz natürlich.

Der erste Gegenstand, dem ihre Augen nun begegneten, war der kleine Evert, der von einem unbekannten Mann, einem Mann aus dem Volke, die Treppe hinauf-

getragen ward. Der Knabe blutete und er war es, welcher schrie, was die Lungen halten wollten.

Dicht hinter dem erschrockenen Kind, welches im Begriff zu stehen schien, in Convulsionen zu fallen, kam Axelina Lejonhufvud, bleich wie der Tod, und nach ihr Graf Mauritz, ihr Oheim, der einen Fluch nach dem andern in den Bart hineinmurmelte.

Woher kamen, gerade in diesem Augenblick, diese Zwei, die man weit von hier geglaubt?

Hof, Hausflur und Treppen waren mit einer Menge Menschen angefüllt. Man schrie, man stieß sich hin und her, man schien nicht zu wissen, was man wollte.

Auf der Gasse war das Gedränge noch ärger. Hier sah man König Sigismund zu Pferde. Eine alte, blutende und dem Anscheine nach todte Nonne ward fortgetragen. Auf Befehl des Königs setzte man zwei Mönchen nach, welche schleunigst die Flucht ergriffen hatten und auch glücklich entkamen.

Zweites Capitel.

Ursachen und Wirkungen.

Zur Erklärung verschiedener Dinge, welche in dem vorigen Capitel dem Leser ein wenig seltsam vorgekommen sein dürften, wollen wir jetzt in unserer Erzählung ein wenig zurückgehen.

Es war eines Nachts, ungefähr eine Woche vor dem soeben erzählten, obschon noch nicht völlig aufgeklärten Auftritt.

Frau Johanna lag für den Augenblick ziemlich frei von Schmerzen in ihrem Zimmer und war eingeschlummert, während eine Haushälterin, eine Magd und eine weitläufige Verwandte bei ihr wachten.

Herr Arvid hatte sich aus ihrem Krankenzimmer in das seiner Söhne begeben und war hier eine ziemliche Weile geblieben, während er bald mit dem einen, bald mit dem andern einige Worte wechselte. Er saß dabei in einem Lehnstuhl, welcher in der Mitte zwischen den beiden Betten stand, und heftete seine väterlich theilnehmenden Blicke abwechselnd auf die beiden jungen Männer, am meisten aber auf Carl.

Nach einiger Zeit begab er sich eben so zur Ruhe wie alle Andern im Hause, das heißt, dafern sie sich nicht ausschließlich der Krankenpflege widmeten.

Die beiden Nonnen, die beiden freiwilligen Krankenwärterinnen, die junge sowohl als die alte, hatten sich wieder eingefunden und die alte an Carls, die andere an Gustavs Bett Platz genommen.

Nach einer Weile wurden Schwester Ursula die Augen ein wenig schwer, und als Schwester Angela dies bemerkte, flüsterte sie ihr zu, sie solle sich doch einige Augenblicke Ruhe gönnen.

Die Reihe des Schlafes war zuerst an der alten und dann sollte die junge ein stärkendes Schläfchen machen.

Schwester Ursula setzte sich nun in den vorhin erwähnten Lehnstuhl und schlief sehr bald ein.

Sehr fest war jedoch ihr Schlaf nicht und auch nicht lang, denn mehr als Schwester Angela und die beiden Pa-

tienten es ahnten, gab sie Acht auf Alles, was sich in dem Zimmer zutrug.

Zuerst bemerkte sie, wie Carls Augen jetzt wie stets den Bewegungen der jungen Nonne folgten, während sich diese jedes nur erdenklichen Vorwandes bediente, um sich mit Gustav zu beschäftigen, der sich gleichwohl für ihre unermüdliche Güte so wenig dankbar bewies.

Dies sah Carl wohl zum hundertsten Male, aber mit immer größerem Verdruß.

Ursula sah es mit steigender Angst, denn sie hing ihren eigenen Gedanken nach, während sie so verschlossen und still dasaß, als ob sie dieser Welt gar nicht angehörte.

»Sollten denn beide Zuneigung zu ihr gefaßt haben?« dachte die Alte. »Sollten sie ahnen — ach, wüßten sie, wer sie eigentlich ist, so würde der Eine höchst ungern Dienstleistungen von ihr empfangen, der Andere deren nie genug haben, ganz wie jetzt der Fall ist. Ich will genau Acht geben,« dachte sie weiter.

Nach einer Weile hörte sie, wie Carl ganz leise Schwester Angela unter dem Vorwande rief, daß er mit dem Kopfe nicht gut läge.

Sie näherte sich und strich sein Pfühl glatt, wobei er ihr mit einem wunderlich forschenden Blick in's Gesicht emporblickte.

Eine starke Röthe überzog dabei sein eigenes und er zuckte unwillkürlich zusammen, wie man zuweilen thut, wenn man von Bestürzung ergriffen wird, oder eine ganz unerwartete Entdeckung macht.

Angela bemerkte nichts, sondern kehrte auf ihren Platz am Fußende von Gustavs Bett zurück.

Die alte Ursula that, als ob sie immer noch schliefe. Sie schnarchte sogar, lugte aber durch die ein wenig geöffneten Augenlider und sah Carl sich nach der Wand herumdrehen, während er ganz leise murmelte:

»Sie ist es! Ja, bei Allem, was heilig ist, behaupte ich: Sie ist es. O mein Gott! o mein Gott!«

»Ja, ja,« dachte die Alte, »nun weiß ich, wo ich halte. Meine Vermuthungen waren also nicht ungegründet. Wenn er nun nicht schweigen kann, wenn er seine gemachte Entdeckung verräth — wenn auch nicht dem Bruder, denn die Beiden sprechen ja niemals mit einander, der Kain da drüben scheint von Abel nichts wissen zu wollen. Auf alle Fälle aber — ich muß es ihr sagen und sie wo möglich bewegen, mit diesem Gaukelspiel aufzuhören, ehe — «

Ein abermaliges Gewinsel von Carl störte ihren Gedankengang und führte Angela zurück an das Bett des jungen Mannes, wo sich derselbe Auftritt wie vorhin wiederholte, ohne daß die junge Nonne etwas bemerkte, oder that, als ob dies der Fall wäre.

Kaum waren jedoch die beiden Klosterschwestern nach wohlverrichteter Nachtwache auf die Gasse hinaus, als Ursula ihrer jungen Begleiterin die Gefahr einer länger fortgesetzten Krankenpflege in dem Krankenhause vorstellig zu machen begann.

»Ich zittere,« sagte sie, »allemal an allen Gliedern wenn ich den Schlüssel in das Schloß stecke und die kleine Thür sich leise in ihren Angeln dreht. Denkt nur, wenn —«

»Ach, denke lieber nichts, gute Freundin, sondern sei gefällig, wie Du stets gewesen bist. Wir werden nicht entdeckt werden. Zu Hause schlafen sie ja wie die guten Kin-

der und Niemand ahnt, daß wir fort sind. Ich glaube nicht, daß es eigentlich ein Gott mißfälliges Werk ist, was wir vorhaben.«

»Aber dennoch ist dem so, davon könnt Ihr überzeugt sein, wiewohl mich die größte Schuld trifft; Ihr seid jung und habt folglich noch das Recht, ein wenig unverständig zu sein. Ihr findet Verzeihung bei Gott sowohl als bei den Menschen. Ich aber bin trotz meines Alters so schwach wie das Kind, welches ich in der Wiege gepflegt, weil ich auf die thörichten Vorschläge desselben eingehe und ihm seine guten Aeltern hinter's Licht führen helfe. Jungfrau, Jungfrau, Ihr macht mit mir, was Ihr wollt, und deshalb mißbraucht Ihr eure Gewalt über mich.«

»Weine nicht, gute Beata, um Gottes willen, weine nicht! Die Thränen aus deinen alten Augen brennen auf meinem Herzen wie geschmolzenes Blei. Verzeihe mir die Angst, die ich Dir verursache. Behalte mich lieb wie zeither, und vor allen Dingen thue mir noch eine Zeit lang den Willen.«

»Kind, Kind! Zauberin, wollte ich sagen, denn wenn ich diese Stimme höre, so wäre ich bereit, für Euch in das Meer zu springen. Ach, Jungfrau, ich empfing Euch ja zu allererst, bevor noch eure eigene Mutter Euch gesehen und geküßt hatte. Ich theilte mit ihr alle Nachtwachen, alle Freuden über euer erstes Lächeln, euer erstes Jauchzen. Ich war es, die eure ersten wankenden Tritte stützte; ich lehrte Euch die ersten Worte unserer theuren Muttersprache. Ich hab' Euch Zoll um Zoll heranwachsen gesehen, bis Ihr jetzt als junge Dame dasteht. Daher jene Liebe, die nicht ihresgleichen hat, daher jene Schwäche,

jene sündhafte Nachgiebigkeit. Nun aber ist es damit aus, dies sage ich Euch. Es muß damit aus sein, denn ich kann diese Angst um euret- und meinetwillen nicht länger ertragen. Wir gehen des Nachts nicht wieder aus.«

»Gute Beata!«

»Wir gehen nicht wieder aus, sage ich! Ihr müßt dieser Thorheit freiwillig entsagen, oder ich werfe mich eurer Mutter zu Füßen und gestehe Alles mit einander.«

»Was sagst Du, Beata? Nein, das thust Du nicht. Hab' nur noch einige Tage Geduld, bis sie Zeit gehabt hat, zu kommen. Es kann nicht mehr lange dauern, so ist sie hier. Dann bin ich nicht mehr nöthig.«

»Das seid Ihr jetzt auch nicht. Ueberdies haben jene Leute ja die Mittel, Krankenwärterinnen zu miethen, und wenn sie deren zwanzig brauchten.«

»Das glaube ich, aber Du weißt auch wie die gemietheten ihre Sache verrichten. Das ist nicht so, als wie wenn das Herz jede Handbewegung und jeden Blick begleitet.«

»Aber dennoch sollte ich meinen, liebe Jungfrau, alle diese Gefühle des Herzens wären sowohl was Handbewegungen als Blicke betrifft, vollständig weggeworfen, wenn sie an die unrechte Person verschwendet werden. Merktet Ihr vorhin, daß Carl Euch erkannte?«

»Er hätte mich erkannt? Du rasest, Beata!«

»Er erkannte Euch, sage ich; wenigstens war er nahe daran. Das sage ich. Setzt Euch nicht noch einmal seinen forschenden Blicken aus, denn dann geschieht ein Unglück. Künftighin bleiben wir zu Hause in unsern guten warmen Betten.«

»Ach, daß ich nicht allein gehen kann, Beata! Daß ich Dir die Last aufbürden muß, mich zu begleiten. Beata, noch einige Nächte oder vielleicht nur noch eine einzige — dann wird sie da sein.«

»Sie kommt nicht nach Hause, sie weiß nichts.«

»Sie wüßte nichts! Wie Du doch sprichst! Ich weiß bestimmt, daß man ihr schon längst geschrieben.«

»Wenn dies der Fall wäre, so wäre sie schon hier.«

»Unterwegs muß sie wenigstens sein. Auf alle Fälle, Beata — doch wir sind nun zu Hause und das Gespräch im Freien, unter Gottes Himmel, hat für diesmal ein Ende. Wenn wir das nächste Mal so sicher allein sind, werde ich Dich auf's Neue bitten.«

»Dann soll ich also diese fürchterliche Seelenangst noch einige Tage aushalten?« dachte Beata. »Indessen ein Ende wird und muß die Sache doch haben, wenn ich auch — Gott, da fällt mir etwas ein! Hörte ich nicht gestern, daß mein Sohn David in Angelegenheiten des Herrn Grafen nach Nyköping reiten solle? Er kann schreiben, wenn auch nicht viel, so doch, daß er einige leserliche Worte zusammenzukritzeln versteht. Ihm werd' ich mich anvertrauen. Er wird es ausrichten. Ich weiß, daß meine Tochter Judith die Bedienung bei Jungfrau Axelina zu besorgen hat. Dies hörte ich von dem Boten, welcher kürzlich von dort zurückkam. Gut, gut! Die beiden Geschwister sollen gemeinschaftliche Sache machen. Sie werden ihre Mutter nicht verrathen. Auf diese Weise wird die arme Jungfrau Axelina erfahren, was man ihr bis jetzt verschwiegen, und dann weiß sie schon selbst, was zu ihrem Frieden dient.«

Nun kennt der Leser die Geschichte des kleinen Briefes,

welchen Axelina erhielt, und der sie in so große Bestürzung versetzte.

Die kluge, freundliche Judith, erschrak als sie, nachdem sie Axelina den Brief zugestellt, wieder in deren Zimmer kam, natürlich nicht wenig, als sie Axelina mit dem mehrerwähnten Briefe in der Hand ohnmächtig daliegen sah.

Judiths erste Bewegung war, ihr den Brief aus der Hand zu nehmen und ihr denselben in die Tasche zu stecken, worauf sie, rasch entschlossen, wie sie stets war, schleunigst Anstalt machte, nach dem Grafen Mauritz Lejonhufvud einen Boten zu senden. Der Graf war glücklicherweise auf dem Schlosse und fand sich sofort ein.

Als er in Axelina's Zimmer trat, war Judith eifrigst beschäftigt, die Ohnmächtige zur Besinnung zurückzurufen. Außerdem war Niemand zugegen.

Als Axelina die schönen Augen wieder aufschlug, begegneten dieselben vor allen andern Gegenständen dem Antlitz des geliebten Oheims. Sie sprach nun etwas Hastiges und Unzusammenhängendes von einem Brief, den sie von Stockholm erhalten, nach welchem sie sich aber vergebens umsah.

»Ihr habt ihn in der linken Tasche eures Kleides, Jungfrau,« flüsterte Judith. »Ich hab' ihn hineingesteckt, weil ich fürchtete, es könne, während ich nicht da war, ein Unberufener hereinkommen.«

»Dank, Judith; verlaß uns nun,« sagte Axelina mit sanftem Blick.

Und nun erzählte sie, wie furchtbar es daheim stand, und reichte dem Oheim den erhaltenen anonymen Brief und

erzählte wiederholt mit dem größten Eifer und in der aufgeregtesten Stimmung, was er schon längst wußte.

Der alte Herr Arvid hatte nämlich an ihn geschrieben; Graf Mauritz dachte aber, eben so wie dieser, Axelina sei da, wo sie war, am besten aufgehoben und am glücklichsten, so lange sie nicht wußte, was seit ihrer Abreise von der Hauptstadt dort geschehen war.

Sie zersann sich fast den Kopf, was für eine ansteckende Krankheit es wohl sei, die so unvermuthet ausgebrochen, da in Herrn Arvids Haus nicht weniger als drei, ja vielleicht noch mehr Personen davon ergriffen worden.

Mehr als einmal schwebte dem Grafen die Erklärung auf der Zunge, aber er gebot sich das strengste Schweigen, denn er fürchtete, daß Axelina, wenn sie den wahren Sachverhalt erführe, noch mehr erschrecken würde.

Nun aber begann sie ihren guten Oheim mit den innigsten Bitten zu bestürmen, daß er sie die Reise nach der Heimat sofort antreten lasse und sie entweder in eigener Person begleite oder ihr einen andern eben so sichern Begleiter, so wie die erforderliche Escorte wähle. Sie wollte, sie müßte die Reise sofort antreten.

»Was!« rief der Graf; »ohne erst die Herzogin um Erlaubniß zu bitten?«

»Die Herzogin ist krank. Man würde ihr durch dergleichen Fragen jetzt nur beschwerlich fallen.«

»Das denke ich eben auch und Du mußt folglich bleiben, bis sie wieder besser ist.«

»So! damit sie mir dann ihre Erlaubniß verweigere? damit sie dann, selbstsüchtig, wie sie ist, sagen könne, sie

brauche mich hier und ich müsse sofort diese oder jene Arbeit vornehmen?«

»Das dürfte allerdings geschehen, aber — ich wage nicht Dich die so viele Meilen lange Reise in anderer Gesellschaft als meiner eigenen machen zu lassen. Ich selbst bin dein Schutz auf der Herreise gewesen und will es auch auf der Rückreise sein. Dennoch wage ich für meine Person nicht, Nyköping ohne Erlaubniß des Herzogs zu verlassen.«

»Nun, so erbitte Dir diese doch, guter Onkel, und laß uns dann die Reise sofort antreten!«

»Kleine Närrin, als ob diese Erlaubniß so leicht zu erlangen wäre, wenn der Herzog sich vielleicht vorgenommen hat, mich noch einige Tage hier bei sich zu behalten!«

»Aber Onkel, Du bist doch ein freigeborener Mann, ein schwedischer Edelmann und kein Leibeigner. Einem solchen Manne aber geziemt es nicht, wie ein Schulknabe um Erlaubniß zur einfachsten Handlung zu bitten, nämlich zu Pferde zu steigen und zu reiten, wohin Du Lust hast.«

»Du führst eine stolze Sprache, mein Kind, und stolz siehst Du auch aus, wenn Du diese mannhaften Worte sprichst. Inzwischen aber bedenkst Du nicht, daß, für wie selbstständig und unabhängig Du mich auch ansiehst, ich gleichwohl —«

»Ach, thu' doch deiner kleinen Axelina den Willen, mein guter, edler, verehrter Oheim,« unterbrach ihn Axelina und schlang ihre Arme um seinen Hals und legte ihre zarte Wange an seine bärtige.

Graf Mauritz konnte solchen Liebkosungen nicht leicht

widerstehen, vielleicht eben deshalb, weil er so selten damit erfreut ward. Seine Mutter war eine strenge Frau, welche es stets für eine Schwäche gehalten, ihre Kinder zu liebkosen. Eben so karg in dieser Beziehung war seine Gattin und seine Tochter ebenfalls.

Axelina dagegen war von ganz entgegengesetzter Gemüthsart und mit Zärtlichkeitsbeweisen gegen ihren väterlichen Freund niemals sparsam. Auch konnte sie ihn damit beinahe zu Allem bringen, was sie wollte.

Dennoch machte er jetzt noch einige Einwendungen.

»Nun denn, ganz wie Du willst, Oheim,« sagte Axelina nun in gänzlich verändertem Ton und trat einige Schritte von ihm zurück. »Dann muß ich Dir auch sagen, daß ich mich aus Mangel an Gesellschaft ganz allein und als Mann verkleidet auf den Weg mache. Für das, was mir unterwegs zustößt, bist Du dann verantwortlich. Daß ich sehr bald vor Ermüdung liegen bleibe, ist das Wahrscheinlichste. Doch besser ist es immer noch, man findet mich von Ueberanstrengung und Kälte getödtet, als wenn ich versäume, dahin zu eilen, wohin die theuersten Pflichten mich rufen — Pflichten der Liebe, Freundschaft und Dankbarkeit. Noch nie hat ein Lejonhufvud mit Vorsatz übertreten, was Ehre und Gewissen gebieten, und ich will dem alten, edlen Stamme nicht zur Unehre gereichen.«

Graf Mauritz betrachtete Axelina mit funkelnden Augen, welche gleichwohl ein Gemisch von Bewunderung und Wehmuth verriethen.

»Woher weißt Du,« fragte er nach einer kurzen Pause, »daß kein Lejonhufvud, weder Mann noch Weib, jemals seinen Pflichten untreu worden ist? Wie froh wäre ich,

wenn dem so wäre. — Doch ja, Du sollst reisen, ungewiß aber ist es, ob ich Dich begleiten kann.«

Es war dies jedoch durchaus nicht ungewiß. Der Graf ließ seinen kostbaren ihm anvertrauten Schatz, wie er Axelina zu nennen pflegte, nicht aus den Augen. Wie er mit dem Herzoge fertig ward, weiß man nicht, gewiß aber ist, daß Axelina schon am nächsten Morgen ganz zeitlich wieder in demselben Fuhrwerke saß, in welchem sie die Herreise nach Nyköping gemacht, während ihr Onkel mit einer hinreichenden Anzahl von Knappen und Dienern, wie dies in jenen unruhigen Zeiten nöthig war, neben herritt.

Die Wege waren jetzt nicht mehr so grundlos, wie der Fall auf der Reise nach Nyköping gewesen, und man kam daher jetzt weit schneller vorwärts.

Nicht einen Augenblick lang fiel es Axelina ein, für ihre Person Ansteckung von der Krankheit zu fürchten, welche, von diesem Gedanken konnte sie sich nicht losmachen, in Stockholm zum Ausbruche gekommen sein mußte. Ihr Oheim fragte sie allerdings wiederholt in dieser Beziehung, aber sie antwortete allemal:

»Wie kannst Du mich so fragen, lieber Oheim? Im Augenblicke der Noth und Gefahr ist mein rechter Platz bei Gustav und seiner Mutter. Lieber mit ihnen sterben, als fern von ihnen leben.«

So sagte Axelina, und ihr Oheim, der ihren Charakter kannte, wußte wohl, daß jeder Einwurf gegen diese ihre ausgesprochene Meinung vergeblich sein würde, besonders da er selbst ihre Denkweise nur billigen konnte.

Der kleine Evert, welcher, wie früher erzählt worden,

durch das Zimmer gesprungen war, in welchem sein Pflegevater, Herr Arvid, in Gesellschaft seines Freundes Herrn Björnram saß, und der durch sein eben so plötzliches Erscheinen als Verschwinden dem Gespräche der beiden Herren eine ganz andere Richtung gegeben, war mit seinem geliebten Hammer in der Hand direct in den Hof geeilt, wo er seiner Gewohnheit gemäß sich wild umhertummelte.

Als er des Umhertollens müde war, begann er ein anderes Spiel.

Er that wieder, als wäre er Herzog Carl, und da er oft gehört, wie dieser, so barsch und mannhaft er auch war, es doch nicht verschmähte, zuweilen verkleidet und unerkannt umherzuschleichen, so fiel es auch seinem kleinen Nachahmer jetzt ein, mit leisen Tritten im Hofe herumzuwandern und zu horchen und zu lauern, als ob er etwas erlauschen wollte.

»Ich will hören, was die Leute sprechen, und wenn sie etwas Uebles von mir reden, so soll es ihnen schlecht bekommen,« sagte er leise bei sich selbst.

Indem er so dicht an den Mauern des Wohnhauses, des Stalles und des Wagenschuppens hinschlich, kam er endlich an die Gitterthür, welche in das mehrmals erwähnte enge, schmutzige Gäßchen führte. Kein lebendes Wesen war auf dem Hofe sichtbar, durch das Gitter aber schaute ein Gesicht.

Der Knabe verrieth deswegen keine Furcht, sondern fragte:

»Wer bist Du? Warum stehst Du hier und schaust herein? Bist Du vielleicht ein Spion?«

Der Kleine hatte nämlich gehört, daß dies die gewöhnliche Frage des Herzogs war.

»Ich schaue nach Dir, kleiner Evert,« antwortete eine Frauenstimme.

»Nach mir? Und warum?«

»Weil ich Dir diese Aepfel und Birnen schenken will.«

Der sich so nennende Herzog Carl fiel bei diesem für ein sechsjähriges Kind so verführerischen Anerbieten sofort aus seiner Rolle.

Er trat dicht an die Thür, hielt aber den Hammer fest in der rechten Hand.

Er sah nun eine Nonne, oder richtiger gesagt, eine alte Frau vor sich stehen, denn was Nonnentracht war, verstand er noch gar nicht. Die Alte sah freundlich aus, so daß ihr Anblick für den kleinen Evert durchaus nichts Abschreckendes hatte.

Wäre dies übrigens auch der Fall gewesen, so würde der Knabe doch nichts davon bemerkt haben, denn seine Blicke hefteten sich mit dem Ausdruck der größten Begierde auf den Korb, den die Frau in der Hand trug und der mit dem von ihr genannten Obst gefüllt war.

»Und soll ich dies Alles bekommen?« fragte der Knabe erstaunt.

»Ja wohl, versteht sich.«

»Von wem denn?«

»Von mir, von einer guten Fee. Hast Du niemals ein Märchen gehört?«

»O ja, viele, viele. Aber nun stecke mir diese schönen Aepfel und Birnen herein, gute Frau.«

»Das geht nicht; das Gitter ist zu eng, mein lieber Kleiner.«

»Nun, dann geh in dem Gäßchen weiter vor, bis Du an die Ecke kommst, dann wirst Du die große Hausthür sehen und zu dieser herein kannst Du hierher in den Hof kommen.«

»Das darf ich nicht, mein Kind, denn während dieser Zeit könnte die gute Fee, welche das Obst schickt, dasselbe in Stein verwandeln.«

»Aber wie soll ich es denn da sonst bekommen?« fragte der Knabe, vor Ungeduld fast weinend.

»Nun, auf die Weise, daß Du zu mir herauskommst und den Korb in Empfang nimmst.«

»Ich kann doch nicht zu der verschlossenen Thür hinaus und auf dem Hofe ist kein Mensch, der mir öffnen könnte. Warte ein wenig, liebe Frau. Ich will hinaufsprin gen und Jemanden bitten, mit mir herunterzukommen und mir zu öffnen. Warte Du mittlerweile, ich komme sogleich wieder.«

»Nein, bleib, Evert!« sagte die Alte. »Sobald Du Dich nur umdrehst, so verwandeln sich diese sämmtliche Früchte in Stein und Du kannst dann auch nicht eine einzige davon essen.«

Während dieses Gesprächs zog die alte Monica — der Leser hat sie längst erkannt — ganz unbemerkt einen falschen Schlüssel hervor, mittelst dessen sie flink und geräuschlos das Schloß öffnete, wo dann die Thür aufging und sich — was noch mehr war — auch wieder schloß.

Letzterer Umstand entging jedoch dem Kleinen, welcher sofort und ohne sich lange zu bedenken, zu der Thür hinaushüpfte und schon in dem Gäßchen stand.

Wie lüstern er auch nach den saftigen Früchten war, so

wäre er doch sicherlich erschrocken und hätte die verführerischen Leckerbissen im Stich gelassen, um wieder in's Haus hineinzukommen, wenn er hätte ahnen können, daß er herausgesperrt war.

Das Glück war Monica, die lange nach einer solchen Gelegenheit gespäht, günstig, denn nicht ein einziger von Herrn Arvids zahlreichem Dienstpersonal befand sich für den Augenblick auf dem Hofe und in dem engen finstern Gäßchen war ebenfalls kein Mensch zu sehen. Da das Gäßchen jedoch sehr kurz war und in zwei sehr belebte Gassen ausmündete, so war die größte Vorsicht erforderlich, um mit einer Beute, welche ihre Nähe durch Schreien zu erkennen geben konnte, weiter zu kommen.

Demnach hatte die alte Nonne sich nicht allein nach ihrem kostbaren Fang aufgemacht, sondern war von zwei Mönchen begleitet, die sich in dem Thorwege eines Hauses nicht weit von dem Stalkrona'schen versteckt hielten.

Kaum hatte sie die Thür wieder zugeschlossen und den Schlüssel abgezogen und eingesteckt, als sie mit großen Schritten von dem Knaben hinwegeilte, der schon die Hand nach dem Obstkorb ausstreckte und mit lauter Stimme rief:

„Gib her! gib her! Du hast es mir ja versprochen.“

Nun ward sie ängstlich und anstatt dem Knaben einige Früchte zu geben, was jedenfalls das Klügste gewesen wäre, beging sie die Unvorsichtigkeit, ihn auf den Arm zu nehmen und einen Theil ihres Nonnengewandes um ihn herumzuschlagen, in der Hoffnung, in der nächsten Minute die Jesuitenmönche zu erreichen, welche, stark und geübt in allen Heldenthaten, die man von einer Gesellschaft, die

sich den Wahlspruch: »Der Zweck heiligt die Mittel« erkoren, erwarten kann, mit Allem wohl versehen waren, was ein schreiendes Kind für den Augenblick zum Schweigen bringen kann.

Evert aber geberdete sich, als ob er ein junger Tiger oder ein kleiner Spartaner wäre.

Es dauerte nicht lange, so gelang es ihm, sich mit dem Oberkörper aus der braunwollenen Hülle herauszuarbeiten, die dann auch zugleich von Monica's Kopf herabrutschte, nach welchem der Knabe blitzschnell einen Schlag mit dem Hammer führte, den er noch in der rechten Hand hielt.

Nur die Verzweiflung konnte einem sechsjährigen Arm die Kraft leihen, womit der Schlag die Schläfe der Alten traf, so daß sie mit einem Schmerzensschrei und von Blut aus der tiefen Wunde überströmt zu Boden sank.

Im Fallen riß sie Evert, dessen Füße noch in dem Nonnenmantel staken, mit sich nieder und er mußte noch eine Weile strampeln, ehe es ihm gelang, sich vollständig loszumachen.

Dabei ward er auch über und über von Blut besudelt, ohne jedoch selbst eine Verletzung erhalten zu haben.

Auf Monica's durchdringenden Schrei eilten sofort die auf der Lauer stehenden Jesuiten herbei, um zu sehen was los sei.

Zugleich mit ihnen aber kam auch aus einem angrenzenden Haus eine Magd herausgestürzt, welche ein so fürchterliches Geschrei erhob, als ob sie buchstäblich in Mörderhände gefallen wäre, so sehr erschrak sie bei dem Anblick der blutigen Nonne, des ebenso blutigen Knaben,

so wie der beiden Jesuiten, welche im ersten Schrecken über das, was geschehen, nicht Geistesgegenwart genug besaßen, um sofort die Flucht zu ergreifen, sondern versuchten, der eine Monica fortzuschleppen, der andere mit dem kleinen Evert davonzulaufen, denn er wußte ja, welchen Werth Malaspina auf diese kleine Person setzte.

Inzwischen hatte das vereinte Geschrei der Magd und des Knaben aus den beiden parallellaufenden volkreichen Gassen etwa ein Dutzend Menschen herbeigelockt, deren Zahl sich bald so vermehrte, daß sie in dem kleinen schmalen Gäßchen nicht alle Platz hatten.

Einige erkannten sofort den kleinen Evert und unternahmen es ihn dahin zu tragen, wo er zu Hause war, trotz seiner fortgesetzten Widerspänstigkeit und seines Geschreies, welches letztere ununterbrochen fortdauerte, bis er in sein kleines Bett gelegt ward, so furchtbar war der arme Knabe erschrocken, sowohl über die Gefahr, in die er gerathen, als über die Selbstvertheidigung, zu welcher er sich veranlaßt gesehen.

Denn daß er die arme Alte schwer verwundet, das wußte er wohl, und er weinte bei dem bloßen Gedanken an ihre blutige Gestalt, die ihm im träumenden und im wachenden Zustand noch lange vorschwebte. Er hatte einen, wenn auch unklaren Begriff, daß das, was er gethan, nicht recht gewesen sei, obschon Niemand ihm Vorwürfe darüber machte.

»Wie hätte er sonst der Gefahr entführt zu werden, entrinnen sollen?« dachte man bei seiner späteren ausführlichen Erzählung des Hergangs, und es gab im Hause nicht einen einzigen Menschen, der sich nicht darüber gefreut

hätte, denn der schöne liebenswürdige Knabe war Aller Liebling, von der Herrschaft an bis zum geringsten Diener.

Von dem Gäßchen aus hatten die Leute mit der bewußtlosen Nonne und dem schreienden Knaben den Weg nach der größten der beiden Gassen genommen, nämlich nach der, an welche die Vorderseite von Herrn Arvids Haus grenzte.

Auch die beiden verkappten Jesuiten, welche sich gern nach entgegengesetzter Richtung fortgeschlichen hätten, wurden von dem Gedränge nach vorne geführt. Kaum aber sahen sie sich auf einem freieren Terrain, so begannen sie Fersengeld zu geben.

In diesem Augenblick kam König Sigismund mit einem Gefolge von lauter ausländischen Herren geritten und ward durch das entstandene Gedränge behindert, seinen Weg weiter fortzusetzen.

Er sah die Nonne, welche, wie man glaubte, todt war, so wie das Kind, welches ebenfalls mit Blut bespritzt war, und hörte einige Männer, welche seinem Pferd in den Zügel fielen und laut nach Gerechtigkeit schrieen, sagen, zwei verkappte Jesuiten hätten so eben vielleicht einen Doppelmord verübt.

»Dann haltet sie fest und führt sie zu mir!« befahl der König, worauf man sofort die Zügel seines Pferdes los ließ, so daß dasselbe ungehindert weitergehen konnte.

Der König freute sich inzwischen, daß die beiden Fliehenden schon einen großen Vorsprung gewonnen hatten und wahrscheinlich nicht eingeholt werden konnten, denn es hätte ihm sehr widerstrebt, über sie zu Gericht sitzen zu müssen.

Mittlerweile hatte er gesehen, daß der Knabe in

Herrn Arvids Haus hineingetragen ward, und seltsam waren seine Gedanken, während er nach dem Schlosse zurücktritt.

»Dies ist derselbe Knabe,« sagte er bei sich selbst, »den ich schon mehrmals im Vorüberreiten in Herrn Arvids Hause aus dem Fenster habe schauen sehen. Einmal sah ich ihn auch unter der Thür stehen. Dieses kleine liebliche Gesicht erinnert mich an vergangene Tage und an sie, die meine erste Liebe war. Ich weiß, daß sie starb und daß das Pfand unseres geheimen Verhältnisses ein Mädchen war, welches aber niemals das Licht des Tages schaute. Wem gehört aber dieser Knabe, in dessen Antlitz ich jene Aehnlichkeit erblicke? Warum ist er gerade bei dem alten Stalkrona, Everts Oheim, und warum ist er gerade so alt wie — indessen, ein Mädchen ist kein Knabe und ein todtes Kind kein lebendes. Ich verirre mich in diesem Labyrinth von Gedanken, Schlüssen und Vermuthungen. Sollte man mich betrogen haben? Ja, ganz gewiß ist dies der Fall. Und wie soll ich mir darüber Gewißheit verschaffen? Schon mehrmals habe ich wegen dieses geheimnißvollen Knaben meinen treuen Gustav Stalkrona befragt, der aber, weil er eben so lange abwesend gewesen ist als ich, von der Sache mir auch nicht mehr sagen kann, als was ich selbst weiß. Etwas jedoch kann er mehr wissen, nämlich das, was man ihm erzählt hat.

»O, meine Eva,« fuhr er nach einer Weile in seinem Selbstgespräch weiter fort, »holde Blume, die ich durch meinen ersten Schritt auf der Bahn der Jugend zertrat, wie hat die Erinnerung an Dich mich während dieser sieben Jahre unaufhörlich verfolgt! Sicherlich wird sie mich be-

gleiten bis an's Ende meines Lebens. Meine zärtliche, unschuldige Eva, meine ewig betrauerte, theure Gattin! Denn meine Gattin warst Du vor Gott, obschon Niemand weiter es wußte als wir beide und der Priester, der uns vermälte, so wie meine Schwester. An Herz und Gefühl warst du ein liebendes Weib, von Gemüth aber noch ein Kind, an Jahren ebenso wie an Erfahrung und folglich leicht zu überreden. Vor jeder Abweichung vom Wege der Tugend zurückschaudernd, wie man es im gewöhnlichen Sinne nimmt, war es für dein Gewissen genug, die Ueberzeugung zu haben, daß unser Bund von einem Diener der Kirche eingesegnet war. Nur kurze Zeit war es uns vergönnt, unser Glück zu genießen, dann mußte ich fort in jenes fremde Land und Dich raffte mittlerweile der Tod hinweg. Aber was hat sich jetzt eigentlich hier zugetragen? Welcher Zusammenhang besteht wohl zwischen der alten Nonne, den beiden Mönchen und dem kleinen blutigen Schreihals, der in Herrn Stalkrona's Haus gehört? Ich gäbe viel darum, wenn ich sofort Licht in der Sache hätte, und noch mehr, wenn ich dann nie wieder etwas davon hörte.«

Mit solchen Gedanken beschäftigt ritt der siebenundzwanzigjährige König seines Weges weiter. Die Herren, welche sein Gefolge ausmachten, bemerkten mit dem gewohnten Instinkt der Höflinge, daß er sich seinen eigenen Betrachtungen überlassen wollte. Deshalb hüteten sie sich wohl, ihn auch nur durch ein einziges Wort zu stören, sondern ritten ebenfalls schweigend entlang.

Daß Axelina Lejonhufvud gerade, während dieser seltsame Auftritt stattfand, in Begleitung ihres Oheims von

der langen Reise anlangte, war ein Zufall, wie sich deren im Leben so viele ereignen.

Man kann sich leicht denken, daß sie, nachdem sie sich so sehr gefreut, binnen wenigen Minuten nun bei dem Gegenstand ihrer brennenden Sehnsucht zu sein, sich sehr unangenehm überrascht fühlte, hier am Ziele auf einmal in einen so geräuschvollen und erschütternden Auftritt hineinzugerathen.

Was sie, nachdem sie sich zunächst überzeugt, ob der kleine Evert zu Schaden gekommen, that, läßt sich leicht errathen.

Sie eilte aus einem Krankenzimmer in das andere und erfreute durch ihre Gegenwart. Nun konnte sie endlich dem theuren Kranken ihre zärtliche Pflege widmen und nun endlich sollte Gustavs Sehnsucht nach ihr ein wünschenswerthes Ende finden, denn es war vorauszusehen, daß die unvermuthete Freude über ihre Rückkunft sowohl auf ihren Verlobten als auf seine Mutter einen wohlthätigen Einfluß äußern würde.

Am Abend, der hierauf folgte, fanden die beiden barmherzigen Schwestern sich wieder ein, verschwanden aber eben so schnell, als sie vernahmen, daß Jungfrau Axelina nach Hause zurückgekehrt sei.

Man wunderte sich höchlich darüber, besonders da sie von nun an sich niemals wieder im Hause blicken ließen. Man mochte sich aber wundern, wie man wollte, es war Niemand da, welcher Aufschluß über den eigentlichen Zusammenhang zu geben vermocht hätte.

Carl Stalkrona hatte jedoch seine eigenen Gedanken über die Sache, obschon er sie Niemanden mittheilte.

Am nächstfolgenden Vormittag trat Agnes Bjelke in das Zimmer ihrer Mutter, fiel vor ihr auf die Knie und bat sie um Verzeihung, besonders für die alte Beata, welche, wie sie sagte, von ihr gezwungen worden, an einer tadelnswerthen Handlung sich zu betheiligen, nämlich an einer Handlung, die insofern tadelnswerth war, als dieselbe ohne Vorwissen von Agnesens Aeltern geschehen war. Erst nachdem Agnes von ihrer Mutter die bestimmte Zusicherung erhalten, daß sie die alte Beata nicht schelten werde, gestand Agnes, daß sie beide als Nonnen verkleidet des Nachts bei den jungen Herren Stalkrona gewacht hätten.

»O Du eben so thörichtes wie unvorsichtiges Kind!« rief die im höchsten Grade überraschte Mutter. »Warum hast Du das gethan?«

»Weil, weil ich Gustav so unaussprechlich liebe, Mutter.«

»Er ist ja aber mit einer Andern verlobt, und Du kannst niemals die Seine werden.«

»Das weiß ich, theure Mutter, und ich wünsche es jetzt auch nicht einmal mehr. Dennoch steht das, nach meiner Ansicht, in keinem Zusammenhang mit dem, was ich Dir so eben gebeichtet. Gustav bedurfte, nachdem seine Mutter erkrankt war, eine zärtlichere und sorgfältigere Pflege, als welche er von gemietheten Händen erhalten konnte, und ich widmete ihm dieselbe aus reiner, uneigennütziger Liebe. Ich wünsche und hoffe aber, daß er niemals errathen möge, wer die junge Nonne war, die so treulich an seinem Krankenlager gesessen. Meine eigene Zufriedenheit mit dem, was ich gethan, wird mich durch's ganze Leben begleiten.

Es ist mir ein süßes, ein mehr als süßes Gefühl, zu wissen, daß ich ihm, dem ich so innig zugethan bin, von einigem Nutzen gewesen bin. Nun aber ist Axelina wieder da und meine Aufgabe mit demselben Augenblick beendet. Möge nur Niemand außer Dir, liebe Mutter, jemals erfahren, wie ich gehandelt. Man würde mich überspannt und unvernünftig nennen; man würde mich vielleicht sogar niedriger, eigennütziger Absichten beschuldigen oder im gelindesten Falle mein Benehmen unvorsichtig und unpassend nennen. Und nun, liebe Mutter, habe ich Dir Alles gesagt. Laß deinen Zorn, wenn Du dessen hegst, mich treffen, mich allein, aber verschone damit die alte treue Dienerin, die mir nur ungern und gezwungen gehorcht hat.«

Frau Malin hob ihre Tochter auf, umarmte sie und sagte:

»Ich kann Dir wirklich nicht zürnen, wie unvorsichtig Du auch deinen guten Ruf dadurch auf's Spiel gesetzt, daß Du wiederholt während der Nacht das Haus deiner Aeltern verlassen. Ich würde an deiner Stelle nicht so gehandelt haben. Ich weiß indessen nun, daß es eine Liebe gibt, welche Alles wagen, Alles opfern und Alles geben kann, ohne etwas dafür zurückzufordern. Obschon ich dieses Gefühl nicht begreifen kann, so bewundere ich es doch desto mehr. Gott segne Dich, Kind, und lasse Dich einmal an der Seite eines Gatten, welcher dein edles Herz zu würdigen versteht, recht glücklich werden.«

Drittes Capitel.

König Johanns Leichenbegängniß.

Ueber drei Monate waren seit König Sigismunds Wiederankunft in Schweden verflossen und noch immer hatte er sich nicht mit Volk und Ständen vereinbaren können. Noch immer war er nicht öffentlich als König des schwedischen Reiches ausgerufen oder allgemein anerkannt und, was noch schlimmer war, die Leiche seines Vaters stand noch unbegraben da und zwar seit vollen dreizehn Monaten.

Man hatte, um sie zur letzten Ruhe einzusegnen, auf Sigismunds Rückkunft in sein Erbreich gewartet und nicht geglaubt, daß diese Zeit des Wartens noch dadurch verlängert werden würde, daß der König sich so hartnäckig weigerte, sich in gewissen Punkten dem Willen des schwedischen Volkes zu fügen.

Am richtigsten wäre es wohl gewesen, König Johanns Sohn in guter Ruhe drüben in Polen zu lassen, und gleich nach dem Tode des genannten Königs dessen Bruder Carl zum Nachfolger auf dem schwedischen Thron auszurufen, denn bei dem bekannten Eifer Sigismunds für die alte Glaubenslehre konnten die Schweden nichts Anderes erwarten, als daß er diese begünstigen und die neue so viel als möglich wieder zu verdrängen suchen würde, besonders da er schon sieben Jahre lang König in einem Land gewesen, in welchem die alte Religion allein als die richtige betrachtet ward.

Unter der eifrig aufrecht erhaltenen Behauptung der Stände, des Reichsraths und selbst des Herzogs, daß Sigismund die während seiner Abwesenheit aufgesetzten Bedingungen, welche die Beschlüsse der Versammlung von Upsala genannt wurden, anerkennen und unterzeichnen müsse, was er gleichwohl ebenso hartnäckig verweigerte, war das Jahr 1593 zu Ende gegangen und man schrieb 1594, ohne daß der Stand der Dinge auf der einen wie auf der andern Seite sich auch nur um ein Haarbreit ausgeglichen hätte.

Mit furchtbarer Kälte war das neue Jahr in's Land gezogen. Die junge schöne Königin Anna, das Kind eines wärmeren Himmelsstriches und von der Wiege an gewöhnt eine mildere Luft zu athmen, fühlte sich hier im rauhen Norden äußerst unbehaglich.

Auch in anderer Beziehung war sie höchst unglücklich, am allermeisten darüber, daß sie sich genöthigt gesehen, sich von ihrem Kinde zu trennen und es in Polen zurückzulassen.

Sie bestürmte deshalb ihren Gemal fortwährend mit Bitten, den halsstarrigen Schweden ihren Willen zu thun, damit sie, die Königin und ihr Gemal, diesem, wie sie meinte, ungastlichen Land den Rücken kehren und sich wieder nach Polen begeben könnten.

Sigismund lächelte aber, zeigte durch das Fenster auf das gefrorene Meer und fragte seine Gemalin, ob sie es für möglich oder angenehm hielte, gerade jetzt eine Reise nach Polen zu unternehmen.

»Auf alle Fälle,« sagte er, »müssen wir den Frühling und dessen milde Lüfte abwarten, welche die Fesseln des Ostmeeres brechen und es wieder in den Stand setzen

wird, uns auf seinem Rücken hinüber in das schönere Land, das Ziel unserer beider Sehnsucht, zu tragen. Gib Dich daher zufrieden, geliebte Anna, und halte die vier Monate, welche noch vergehen müssen, geduldig aus. Vor allen Dingen bedenke, daß deine übertriebene Sehnsucht und Unruhe deiner Gesundheit ebenso nachtheilig sind wie der Hoffnung, die ich hege, einen Erben meiner Kronen und Länder auf meinen Knieen schaukeln zu können.«

Die Königin Anna seufzte tief, aber schwieg. Sie hatte ihre eigenen Gedanken über die Doppelkrone, welche Sigismund vielleicht einmal auf einen Sohn zu vererben haben konnte, welcher noch nicht das Licht des Tages geschaut, und sie fürchtete mehr als alles Andere, daß der erwartete und ersehnte Thronerbe in Schweden geboren würde, denn dann, meinte sie, würden die Schweden es ebenso machen, wie es die Polen gethan, nämlich das zarte Kind als Unterpfand für die Rückkehr des Vaters dabehalten. Für die Freude, die Tochter wieder an ihr Herz zu drücken, hätte die arme Mutter dann den Schmerz erdulden müssen, hier in diesem kalten Lande, welches sie haßte, den noch zarteren Sohn — im Fall der Himmel ihr einen solchen bescherte — zurückzulassen.

Die arme Königin! Sie war nicht glücklich und ihre Schwägerin, die Prinzessin, war es eben so wenig. Diese sah sich ja beinahe täglich gezwungen, den Grafen Gustav Brahe zu sehen, ohne in seinen Augen, wie sie auch spähte, einen der Blicke zu gewahren, welche früher ihr einziges Glück, ihre höchste irdische Seligkeit ausgemacht hatten. Er begegnete ihr jetzt nur mit gemessener Höflichkeit, kalter Unterthänigkeit und Alles, was sie zur Wiederbelebung

des früheren Verhältnisses that, war ein Schöpfen in das Faß der Danaïden.

Hätte sie nur ein reines Gewissen gehabt und klagen können, daß sie unschuldig litte! Hätte sie den Geliebten nur der Untreue, der Launenhaftigkeit und Flatterhaftigkeit beschuldigen können!

Leider aber konnte sie dieses nicht. Sie bemerkte recht wohl, daß er litt; sie wußte, daß sie es war, die ihm diesen Schmerz verursachte, und ihr Gewissen sagte ihr, daß sie durch ihren Leichtsinn seine Liebe und damit auch zugleich seine Achtung verwirkt habe. Zu der Trauer um das, was gewesen, gesellte sich auf diese Weise auch die Reue, wohl das bitterste aller menschlichen Gefühle.

Dennoch aber war sonderbarerweise dieser selbe Leichtsinn, der sie zu einer Menge Thorheiten und tadelnswerther Schritte verleitete, zugleich auch eine Quelle des Trostes, denn sie lernte dadurch die Kunst, zuweilen zu vergessen, sich den Kummer aus dem Sinne zu schlagen und sich von den Freuden des Augenblicks hinreißen zu lassen. Sie konnte das, was sie bekümmerte, bitterlich beweinen, in der nächstfolgenden Minute aber wieder in lautes Gelächter ausbrechen.

Dieses zeitweilige Vergessen des inneren Leidens war keine Folge von Selbstüberwindung oder Charakterstärke, sondern ganz einfach der Sorglosigkeit, womit das kranke Kind seine Schmerzen auf einen Augenblick vergißt und sich über ein neues willkommenes Spielwerk freut.

Herzog Carl war jetzt reizbarer und mürrischer als je, besonders seitdem seine Hoffnung auf einen männlichen Erben durch die Geburt einer Tochter während des letztver-

flossenen Herbstes getäuscht worden. Er dachte deshalb mit steigender Bitterkeit an den Grafen Gustav Brahe und an seine Nichte, die Prinzessin Anna, denn er wußte, wie eifrig eine gewisse Partei in Schweden die Vermälung dieser beiden Liebenden gewünscht hatte und noch wünschte, und er fürchtete zuweilen, daß das Gerücht, welchem zufolge Sigismund die Absicht hatte, die Krone Schwedens an den künftigen Gemal seiner Schwester abzutreten, sich bestätigen werde.

Gleichwohl hätte er sich alle diese unnöthigen Besorgnisse und Befürchtungen ersparen können, wenn er geahnt hätte, wie weit Graf Brahe entfernt war, nach dem Besitz von König Johanns Tochter und dessen Scepter zu streben.

Die wechselseitigen Unterhandlungen zwischen Herzog Carl, der jetzt in Gripsholm weilte, und dem König, der noch fortwährend seinen Hof in Stockholm hielt, waren endlich zu einem Schluß gediehen! Man wollte sich gleichzeitig nach Upsala zur Abhaltung der sowohl traurigen als erfreulichen Ceremonien begeben, welche, wie man damals glaubte, nirgends anderswo stattfinden konnten, nämlich das feierliche Begräbniß des verstorbenen Königs und die Krönung seines Nachfolgers.

Gegen das Ende des Januar brach König Sigismund demgemäß mit seiner Gemalin, seiner Schwester und seinem ganzen Hof, in feierlichem Zuge den so lange in der Ritterholmskirche verwahrt gewesenen Sarg mit der königlichen Leiche mit sich führend, von Stockholm auf.

In gleicher Weise verließ der Herzog das Schloß Gripsholm, begleitet von seiner Gemalin, seiner Tochter,

deren Hofdamen, so wie seinen treuesten Anhängern, wie zum Beispiel Mauritz Lejonhufvud, dessen Schwiegersohn Sten Svanteson Sture, Arvid Stalkrona, Axel und Peter Ryning, Hans Ulfsparre, Göran Stjernsköld und vielen anderen in Carls Herzogthum wohnenden Herren, von welchen die meisten auch ihre Frauen und Töchter mitnahmen, um sie Augenzeuginnen der bevorstehenden Festlichkeiten sein zu lasseu.

Gleichzeitig nahm aber der schlaue Herzog auch nicht weniger als viertausend wohlbewaffnete und wohlberittene Söldner mit, welche dem damals herrschenden Gebrauch zufolge in drei Fähnlein eingetheilt waren und unter der Führung von Anders Lennartsson, Anders Nilsson und Lens Jakobsson standen.

Dabei hütete er sich aber wohl, diese bewaffnete Schaar bis in die Stadt hinein oder in deren unmittelbare Nähe zu führen, sondern legte sie hier und da in einige der upländischen Güter und Gehöfte, welche er von seinem verstorbenen Vater König Gustav geerbt.

Auf dem Wege zwischen Enköping und Upsala ward der Herzog mit seinem Gefolge von Herrn Clas Bjelke auf Wik zum Mittagsmahl eingeladen, eine Einladung, welche er mit Dank annahm. Kaum war aber diese Mahlzeit zu Ende, das heißt man saß noch bei Tische, als ein Eilbote mit der Meldung eintraf, daß der König mit seinem Gefolge und der königlichen Leiche sich bereits in der Nähe von Upsala befände.

Alle sprangen sofort auf und machten sich fertig, sowohl dem lebenden als dem todten König entgegen zu gehen.

Der Herzog nahm es in dergleichen Fällen sehr genau, denn er wollte dem Volk zeigen, daß er wenigstens, was den äußern Schein betraf, seine Pflichten nicht versäume.

Auf der sogenannten Königsaue begegneten sich die beiden glänzenden Trupps, und es war Alles so geordnet und vorbereitet, daß das königliche Begräbniß sogleich vor sich gehen konnte, obschon man direct von der Reise kam.

Es war drei Uhr Nachmittags und der Beginn der Abenddämmerung folglich nicht mehr fern. Ehe man noch die Stadt erreichte, war es ganz finster, denn Herzog Carl trug absichtlich Sorge, ein wenig zu zögern.

Mit dem geübten Falkenauge eines Heerführers hatte er nämlich schon bei dem ersten Blick auf die über die Königsaue dahinschreitende Procession das und jenes bemerkt, was ihm im höchsten Grade mißfiel, und kaum hatte er so viel Gewalt über sich, daß er sich Zeit nahm, den König und die Königin zu begrüßen, um dann sofort sein Mißvergnügen durch die heftigsten Worte und Geberden zu erkennen zu geben.

Zuerst stürzte er auf Clas Fleming zu, der in seiner Eigenschaft als Marschall von den königlichen Insignien das Schwert trug.

Fleming gehörte zu der Zahl Derjenigen, welche der Herzog am tödtlichsten haßte, und dieser ruhte daher jetzt nicht eher, als bis er ihm eigenhändig das goldene Schwert aus der Hand gerissen und es einem Andern, der nach seiner Meinung würdiger war, es zu tragen, nämlich Herrn Erik Stenbock, gegeben.

Es erregte dies ganz natürlich ungeheures Aufsehen

und machte viel böses Blut; der König aber wollte sich diesmal nicht mit seinem Oheim streiten, sondern ließ ihm den Willen, wohl am meisten deshalb, weil er wußte, daß er, wenn Carl sich ordentlich umsähe, noch etwas weit Schlimmeres zu fürchten hätte.

Im nächsten Augenblick schon zeigte sich auch, daß seine Furcht nicht unbegründet war, und er hätte wohl voraussehen können, daß ein stürmischer Auftritt erfolgen würde, sobald Malaspina mit seinen Begleitern sich zeigte.

Carl hatte nämlich an seinen königlichen Neffen geschrieben und ihn freundlich ermahnt, um Gottes willen nicht den Jesuiten mit seinem Anhang mit nach Upsala zu nehmen, dafern er Unruhe und aufrührerische Bewegungen unter dem Volke meiden wolle.

In gleichem Sinne und noch weit stärker hatte der Reichsrath sich gegen den König über diesen Punkt ausgesprochen. Der König war jedoch zu stolz, um irgend welchen Rathschlägen zu folgen.

Sobald Herzog Carls Blick auf Malaspina fiel, begann er förmlich zu rasen und befahl sofort, daß derselbe aus der Procession austrete und unverweilt nach Stockholm zurückkehre.

»Hiervon wird weder das Eine noch das Andere geschehen,« antwortete nun König Sigismund in ruhigem, bestimmtem Tone. »Vorhin that ich Euch, lieber Oheim, in Bezug auf Clas Fleming den Willen; jetzt ist die Reihe an Euch, meinen Willen zu thun. Es ist mein königlicher Befehl, daß der römische Legat unangetastet bleibe und

wehe dem, mag er sein, wer er wolle, der sich an ihm vergreift!«

»Das wird sich finden,« antwortete der Herzog. »Meinetwegen mag er mitgehen bis an das Stadtthor, geht er aber noch weiter mit, so werden wir ja sehen, was das schwedische Volk thut.«

Man ordnete sich nun und setzte, nachdem der Herzog mit seinem Gefolge sich in gebührender Weise dem Trauerzuge angeschlossen, sich wieder in Bewegung.

Endlich war man drinnen in der Stadt, wo die herrliche Domkirche schon von Tausenden von Kerzen strahlte, welche durch die hohen Bogenfenster ihren Schein auf die in der Winterdämmerung immer dunkler werdende Umgebung warfen. Es war ein in der That imposanter Anblick, welcher wohl die Menschen zur Andacht und zum Frieden hätte stimmen sollen, besonders beim Anblick dieses Sarges, welcher in seinem engen Umkreis das umschloß, was früher ein König mit Macht und Ansehen, mit Willen und Gewalt gewesen, jetzt aber nur noch kalter Staub war.

An alles dies aber schien man nicht zu denken. König Johann ward, wenn er auch unmittelbar nach seinem Tod betrauert worden — obschon wir dies sehr bezweifeln — dies doch nicht mehr jetzt, nachdem die bunten Wechselfälle einer Zeit von mehr als dreizehn Monaten eine bedeutende Schicht von den Mohnkörnern des Vergessens auf sein Andenken gestreut hatten.

Die Königin Gunilla, die jugendliche, in jeder Beziehung so beklagenswerthe Witwe des verstorbenen Königs, deren Lebensrosen mit einem Male und schonungslos mit

den Wurzeln ausgerottet worden, war natürlich bei dem Begräbniß ebenfalls zugegen.

Sie war jedoch mit ihrem erst sechsjährigen Sohn vornweg nach Upsala gereist, weil der schwächliche Knabe die langsame Reise in der Kälte nicht ertragen haben würde. Herzog Johann von Ostgothland war nämlich schon von Kindheit an das schwache, kränkliche Geschöpf, welches er auch bis an seinen Tod blieb.

Am Thore begegnete Gunilla, ihr Sohn und ihre Umgebung dem Trauerzug, welcher hier Halt gemacht, theils um die Königin-Witwe zu erwarten, theils um die Fackeln anzuzünden, weil die Dämmerung einen immer dichteren Flor über Himmel und Erde ausbreitete.

König Sigismund, die Königin Anna und die Prinzessin begrüßten die Königin Gunilla freundlich und wurden von dieser eben so wieder begrüßt, wogegen ihre Begrüßung ihres Schwagers, des Herzogs Carl, eine sehr gemessene war, denn beide hatten gleich vom Anfang ihrer erzwungenen Ehe auf keineswegs freundschaftlichem Fuße mit einander gestanden.

Der kleine Herzog Johann blickte mit ehrerbietiger Bewunderung zu seinem königlichen Halbbruder auf, der ihm kalt zunickte; schmiegte sich aber mit instinktartigem Beben an seine Mutter und versteckte sich hinter ihrem weiten Trauerkleide, als er den ihm stets so furchtbaren Herzog Carl erblickte, welcher seinerseits, weil er in dem kleinen Neffen einen möglicherweise gefährlichen Nebenbuhler um Schwedens Scepter für sich und seine Nachkommen sah, Johann von Herzensgrnnd haßte und ihm einen Blick zu-

schleuderte, als ob es nicht ein kleiner, unschuldiger Knabe, sondern ein Verbrecher wäre.

Um das Andenken ihres verstorbenen Stiefsohnes zu feiern, hatte auch Katharina Stenbock, die Witwe des alten Königs Gustav, sich von Strömsholm, wo sie fast fortwährend weilte und ganz still und eingezogen lebte, zu der traurigen Feierlichkeit eingefunden.

Sie that dies jedoch hauptsächlich aus Interesse an ihrer Schwiegertochter Gunilla Bjelke. deren Los mit dem ihrigen so viel Aehnliches hatte.

Beide waren grausam von theuren Angehörigen aus glücklichen Verhältnissen, von Jugend und Hoffnungen für die Zukunft und, was das Härteste von Allem war, von dem Auserwählten ihres Herzens hinweggerissen worden, um auf Throne hinaufgeschleudert zu werden, wo sie an der Seite eines Greises das kalte, leere, einförmige und in jeder Beziehung freudelose Leben des Ranges und der Hoheit hinschleppen mußten.

Katharina war gegenwärtig achtundfünfzig Jahre alt, Gunilla erst fünfundzwanzig, doch herrschte zwischen ihnen die innigste Sympathie, gerade als ob sie Mutter und Tochter gewesen wären. Das Unglück und ihr in so vielen Beziehungen ähnliches Schicksal war es, was sie verschwisterte.

Sie besuchten einander sehr oft, schütteten gegenseitig ihre Herzen aus und versenkten sich in die bittersüßen Erinnerungen der Vergangenheit.

Wenn übrigens die kinderlose Katharina sich auch einsam im Leben fühlte und dies tief betrauerte, so hatte sie doch den Trost, daß sie das Andenken ihres verstorbenen

Gemals ehren konnte, ein Trost, welcher der armen Gunilla versagt war.

Diese hatte allerdings einen Sohn, für den sie leben konnte, aber dennoch konnte sie sich beim Anblicke dieses Kindes fast niemals des Gedankens erwehren: »Armer Knabe! Welcher Segen kann wohl jemals auf Dir, deiner Zukunft und deinen Unternehmungen ruhen? Bist Du nicht der Sohn eines Brudermörders?«

Herzog Carl war in der Regel gegen seine Stiefmutter Katharina sehr artig, denn sie hatte ja keine Kinder, welche ihm jetzt oder in Zukunft den Thron hätten streitig machen können.

Ein bemerkenswerther Umstand ist, daß Schweden damals nicht weniger als drei verwitwete Königinnen zählte. Außer den beiden so eben erwähnten, Katharina Stenbock und Gunilla Bjelke, lebte nämlich auch noch Katharina Mansdotter, die Witwe Eriks des Vierzehnten, obschon sie nicht mehr in Schweden weilte, sondern auf dem Gehöfte Liuxala in Finnland, welches sie im Jahre 1777 in Lehn bekommen.

Hier lebte sie still und zurückgezogen, aber ihr Andenken war deshalb keineswegs erloschen, denn es ward sehr oft durch die Gerüchte von den Wohlthaten aufgefrischt, welche sie hier übte.

Eben so wenig konnte man vergessen, was für ein Engel des Trostes sie für Erik gewesen, diesen von Gemüthskrankheit gepeinigten, beklagenswerthen königlichen Märtyrer, das Opfer der Bosheit eines unnatürlichen Bruders.

Die Königin Katharina Mansdotter war zu der Zeit

der inneren Unruhen, welche nach Johanns Tod in Schweden begannen, erst vierundvierzig Jahre alt. Aber was hatte sie nicht schon erlebt! Wie viel hatte sie nicht schon gelitten!

Man hatte sie zu gehöriger Zeit durch Boten und Briefe von dem Tage in Kenntniß gesetzt, an welchem ihr verstorbener Schwager Johann feierlich zur Gruft bestattet werden sollte, und sie eingeladen, der Feierlichkeit beizuwohnen. Sie blieb jedoch aus leicht begreiflichen Gründen aus, indem sie hauptsächlich die weite Entfernung und die für eine solche Reise ungünstige Jahreszeit vorschützte.

Zugleich aber hatte sie an Johanns Witwe einen so freundlichen Brief geschrieben, daß derselbe diese letztere Königin zu Thränen rührte; dieser Brief enthielt nicht blos die wiederholte Versicherung der herzlichen Verzeihung, welche sie dem Verstorbenen wegen der ihr von ihm zugefügten persönlichen Beleidigungen schenkte, sondern auch viele warme trostreiche Worte an die verwitwete Königin Gunilla selbst in dem betrübten, gewissermaßen schutzlosen Zustand, in welchem letztere sich jetzt befand. Wohl war sie nämlich Königin-Witwe von Schweden, aber dabei sehr jung, unerfahren und nach ihrer Weise einsam im Leben, und Niemand konnte wissen, was in der nächsten oder ferneren Zukunft ihr oder ihrem zarten Sohne widerfahren würde.

Wir haben jedoch den königlichen Leichenzug schon allzu lange in Kälte und Schnee vor dem Thor stehen lassen und es dürfte daher Zeit sein, ihn sich wieder in Bewegung setzen zu lassen.

Die wechselseitige Begrüßung der königlichen und

fürstlichen Personen ging sehr rasch von Statten und nahm nur wenige Minuten in Anspruch.

Inzwischen waren die Fackeln angezündet worden, noch aber war man damit nicht ganz fertig, so erhob sich schon dumpfes Murren unter der versammelten Volksmenge, welche von allen Seiten herbeigeströmt war, um dem großartigen Schauspiel beizuwohnen.

Man hatte nämlich gleich bei dem ersten rothen flackernden Schein der Fackeln Malaspina bemerkt und sofort schrien tausend Stimmen verworren durcheinander:

»Sehet, dort steht der Antichrist! Nieder mit ihm! — Nieder mit dem Apostel der Finsterniß! — Wenn er wagt, sich dem Zuge anzuschließen, so hat sein letztes Stündlein geschlagen!«

Trotz des wilden Durcheinanderschreiens hörte man doch die so eben angeführten Worte ganz deutlich. Der aber, welchem sie eigentlich galten, verstand sie nicht, und er stand deshalb ruhig da und wunderte sich, was die Volksmasse wohl mit diesem wilden Geschrei wolle.

Die ihm zunächst Stehenden verloren jedoch keine Zeit, ihn über den eigentlichen Sachverhalt aufzuklären und vor der Wuth des großen Haufens zu warnen.

Der stolze Prälat schien jedoch diesen Warnungen kein Gehör schenken zu wollen, sondern schickte sich an, mit festem Schritt dem Zuge zu folgen, wie er bis jetzt gethan.

Dann näherte sich Herzog Carl dem König und sagte:

»Majestät, es darf doch wohl nicht geschehen, daß der Legat und irgend einer seiner ausländischen Begleiter an

dem Leichenzug ferner theilnehme. Diese Herren müssen sich sofort entfernen, dafern Ihr nicht an der letzten Ruhestätte eures verstorbenen Vaters Blut fließen sehen wollt.«

»Malaspina soll den Segen sprechen,« entgegnete Sigismund.

»Das ist unmöglich!« antwortete der Herzog und dieses Wort fand unter mehreren der schwedischen Herren ein bereitwilliges Echo.

»Wir sagten Euer Majestät ja schon in Stockholm, daß es sich nicht würde thun lassen,« sagte Erik Sparre. »Es ist nicht räthlich, das gemeine Volk aufzureizen; am allerwenigsten jetzt. Ich stimme deshalb dafür, daß sowohl der Prälat als die übrigen Jesuiten ersucht werden, sich zurückzuziehen.«

Sigismund war einige Minuten lang unentschlossen.

»Glaubt Ihr wirklich,« sagte er endlich, »daß es hier zum Blutvergießen kommen würde, wenn — Ihr versteht.«

»Ja, bei Gott, ich glaube es, Majestät.«

»In diesem Falle weiche ich der Nothwendigkeit,« entgegnete der junge König, welcher theils an und für sich nicht blutdürstig war, theils seine junge Gemalin, die sich, an allen Gliedern zitternd, bleich wie der Tod an ihn anschmiegte, vor allen erschütternden Auftritten bewahren wollte. Er sagte daher auf lateinisch einige Worte zu Malaspina, der sich mit stiller Wuth im Herzen zurückzog

Umgeben von den Seinigen blieb er dann stehen und schaute der Procession nach, welche, nachdem sie sich schnell

wieder geordnet, langsam und feierlich sich der Kirche näherte.

Plötzlich kam ihm jedoch ein Gedanke ein und er sagte zu seinen Genossen:

»Nein, meine Freunde, dies ist feig von uns. So darf man einer bloßen Drohung nicht nachgeben. Kommt, wir eilen nach. Noch haben wir, wenn wir uns dazu halten, Zeit, uns dem Zuge wieder anzuschließen, ehe er das Portal der Kirche durchschritten hat. Kommt, meine Brüder!«

Die andern Jesuiten aber zögerten. Allerdings war blinder Gehorsam ihre Pflicht, das Leben aber setzt man doch nicht gern auf's Spiel, besonders wenn es bedroht wird, und der Selbsterhaltungsinstinkt bewog sie, stillstehen zu bleiben, wo sie standen.

»Nun dann gehe ich allein!« rief Malaspina und eilte mit raschen Schritten dem Zuge nach.

Er erreichte denselben jedoch erst, als der König mit seinem sämmtlichen Gefolge bereits in die Kirche hinein war und die Leute des Herzogs, die sich im Dunkeln hinter der Kirche verborgen gehalten, auf ein verabredetes Signal vorrückten, die Kirche umzingelten und auf diese Weise die polnischen Heiducken davon abschnitten.

Letztere waren nämlich beordert, außen Wache zu halten, während der heilige Act in der Kirche vor sich ginge, fanden nun aber räthlich, der Uebermacht zu weichen, denn die Streiter des Herzogs zählten hier ebenso viele Tausende als die Polen Hunderte.

Es fehlte nicht viel, so hätte Malaspina seine Kühnheit mit dem Leben büßen müssen. Wie und auf welche

Weise es kam, daß er von dem zur Wuth aufgestachelten Pöbel nicht in Stücke gerissen ward, wußte er selbst nicht, glaubte aber später, er habe dies einigen Officieren von dem Regiment des Herzogs zu danken, welche ihn umringt und fortgeführt hatten. Gewiß ist, daß er nach kurzer Zeit wieder bei seinen Leuten war, die noch in der größten Angst auf demselben Platze standen.

Malaspina's Geheimschreiber und Vertrauter, der Jesuit Thaddäus, welcher, wie wir uns dessen vielleicht entsinnen, es keineswegs redlich mit ihm meinte und jetzt über seinen Trotz nicht geringe Schadenfreude gefühlt, hatte schon heimlich auf die Möglichkeit gehofft, sein Nachfolger zu werden, im Fall der Prälat hier um's Leben käme.

Das sehr schöne, für die damalige Zeit stattliche Schloß von Upsala, welches noch in unsern Tagen unversehrt auf seiner Anhöhe steht und in seiner altväterischen Einfachheit die Stadt und die Umgegend beherrscht, war, als der Zug wieder aus der Kirche herauskam, vollständig erleuchtet und strahlte mit seinen vielen Fenstern durch die sich immer tiefer herabsenkende Finsterniß.

Es war ein imposanter Anblick, um so mehr als die tiefen brausenden Orgeltöne sich jetzt aus der Kirche vernehmen ließen, wo die ganze Versammlung — wir hätten beinahe gesagt gegen ihren Willen — endlich sich doch zur Andacht gestimmt gefühlt; denn sehr verschieden waren die Gefühle gewesen, womit ein jeder für sich das Heiligthum betreten.

Auf dem großen Platze vor der Kirche machte König Sigismund Halt und lud freundlich alle an dem Zuge theil-

nehmenden fürstlichen Personen zu sich auf das Schloß ein, wo der hergebrachte Begräbnißschmaus stattfinden sollte.

Der Herzog bedankte sich jedoch und entschuldigte sich mit plötzlichem Unwohlsein, worauf er zugleich mit seiner Gemalin und der kleinen Prinzessin Katharina sich in sein Quartier, den alten sogenannten Königshof in Fjerdingen, begab, welcher später zum königlichen Marstall umgebaut ward, zur Zeit unserer Erzählung aber ein ziemlich schönes und bequemes Haus war und sich zur Beherbergung so vornehmer Gäste, wie der herzogliche Hof von Nyköping war, recht wohl eignete.

Hinauf nach dem Schloß zogen mittlerweile der König, die Königin, die Prinzessin Anna, die Königin Witwe Gunilla mit ihrem Sohn Herzog Johann, die verwitwete Königin Katharina Stenbock und noch einige vornehme Personen, nämlich eine von König Sigismunds Basen, die verwitwete Herzogin Sophie von Niedersachsen, welche mit ihrem Sohn, dem Herzog Gustav, ganz kürzlich auf Besuch angelangt war.

Die Herzogin Sophie, eine der vielen Wasaprinzessinnen aus den Tagen des großen Gustav, war jetzt eine ziemlich alte Dame und ihr Sohn, auf den sie mit Grund stolz war, ein Herr von einigen zwanzig Jahren, nicht viel jünger als der König.

Er war soeben erst von einer Reise nach Italien zurückgekehrt und ein eben so vollendeter Hofmann als tapferer Krieger.

Diese vornehmen Reisenden waren auf einem andern Wege nach Upsala gereist und eben am Morgen des Be-

gräbnißtages angelangt. Ihre Ankunft war für Sigismund und seine Umgebung eine wirkliche Ueberraschung und zwar eine keineswegs unangenehme.

Nach einigen rasch gewechselten Begrüßungen zwischen den hohen Verwandten und nachdem Herzog Carl mit seinem Gefolge den Weg nach Fjerdingen eingeschlagen, setzte die königliche Procession sich wieder in Bewegung, um sich nach dem Schlosse hinauf zu begeben.

Dies war indessen nicht so leicht, denn durch das Drängen der zahlreichen Volksmasse ward der Raum für die Gehenden sehr knapp und die Schwierigkeit, vorwärts zu kommen, steigerte sich mit jedem Augenblick, so daß man bald die polnischen Heiducken beordern mußte, der Procession hinreichenden Raum zu schaffen, wobei viel Verwirrung, Geschrei und Unwesen entstand.

Die schwedischen Rathsherren trugen zu jener Zeit lange schleppende Mäntel, gewöhnlich mit kostbarem Pelzwerk verbrämt, bei Trauerfeierlichkeiten aber von blos einfachem schwarzem Tuch und unverbrämt. Mit diesen kostbaren Gewändern trug sich nun der ärgerliche Fall zu, daß die Polen, wüthend über die Verweisung ihrer Priester aus dem Zuge, im Dunklen und in der Verwirrung die Gelegenheit erlauerten, um mit den scharfen Messern, die sie bei sich führten, den schwedischen Rathsherren ihre Mäntel so zu zerschneiden, daß dieselben so gut wie unbrauchbar wurden.

Inzwischen zogen sich alle, welche sich bei keinerlei Aufruhr betheiligen wollten, einer nach dem andern in aller Stille und so rasch sie konnten aus dem Gedränge und begaben sich nach Hause.

Die guten Bewohner von Upsala waren an und für sich nicht so sehr kampflustig. Es war vielmehr blos die studirende Jugend, welche darauf hingewirkt hatte, daß keiner von den Jesuiten Zutritt in die Kirche erhielt, während es hier, ebenso wie überall anderwärts, eine Menge Gesindel gab, welches seine Lust daran fand, Unruhe und Verwirrung anzustiften.

Man hatte an diesem Abende viel zu besprechen und mancherlei Stoff, um Betrachtungen anzustellen. Das Hauptthema war jedoch, daß Abraham Angermannus, der eifrigste Gegner Johanns und der Liturgie, gerade jetzt Erzbischof war und in Gemäßheit dieses seines hohen Amtes die Leichenpredigt über den Text gehalten: »Ich weiß, daß mein Erlöser lebt,« welche Worte, wie man sagte, die letzten gewesen waren, die der verstorbene König auf seinem Sterbebette gesprochen.

Viele sprachen ihre Neugier aus, ob der von dem Herzoge eingesetzte Erzbischof wohl seinen Platz behaupten würde, sobald der König die Krone fest auf seinem Haupte fühlte, denn man wußte, daß Sigismund bei seiner Ankunft in Stockholm sehr zornig gewesen war, diesen Feind seines Vaters und seinen eigenen Feind mit der höchsten geistlichen Würde des Reiches bekleidet zu sehen.

Eben so sprach man auch hin und wieder von einem gewissen Tipotius, einem geborenen Niederländer und überaus gelehrten Mann, der aber eine ziemlich giftige Zunge besaß.

Dieser war eben in Folge der letzterwähnten Eigenschaft bei dem verstorbenen König Johann dem Dritten in solche Ungnade gefallen, daß er theils auf dem Schlosse von

Abo, theils auf dem Schlosse in Tavastehus zwölf Jahr hatte gefangen sitzen müssen.

Daß diese harte Strafe, welche von manchem Anderen als eine grausame Rache betrachtet worden wäre, auf die Denkweise des Tipotius eine bessernde Wirkung ausgeübt, zeigte sich jetzt am allerbesten und zum Erstaunen des ganzen versammelten Volkes, als er nach dem Schlusse der Leichenpredigt eine damals in der Domkirche zu Upsala befindliche kleine Kanzel bestieg und von dieser eine lange lateinische Lobrede auf den verstorbenen Monarchen hielt.

Ob er die Absicht hatte, sich dadurch bei König Sigismund in Gunst zu setzen, und ob ihm dies auch wirklich gelang, darüber schweigt leider die Geschichte.

Daß inzwischen kein Friedensengel mit weißen durchsichtigen Schwingen und verklärtem Antlitze während der ersten Nacht nach dem Begräbnisse an König Johanns, des Brudermörders, Gruft wachte, schien am besten dadurch bewiesen zu werden, daß man behauptete, beim ersten Grauen des Tages dort eine Menge Blut gesehen zu haben. Niemals aber erfuhr man, von wem es vergossen worden, oder wer die Kämpfenden gewesen.

Viertes Capitel.

Hofleben in Upsala.

Die Kämpfe, welche bis jetzt zwischen Sigismund, den man beinahe einen naturalisirten Polen nennen konnte, und der schwedischen Nation, die von Neuerungen nichts wissen

wollte, stattgefunden, waren bis jetzt nur noch als kleine Scharmützel zu betrachten gewesen, während dagegen nun nach Ausführung der wichtigsten Angelegenheit, nämlich der Beförderung der königlichen Leiche an ihre letzte Ruhestätte, der eigentliche und wirkliche Kampf begann.

Derselbe ward mit Eifer zwischen dem Thronerben einerseits und den in Upsala versammelten, von Herzog Carl offen unterstützten Ständen des Reiches andererseits geführt. Sigismund wollte sich eine Menge persönliche Rechte anmaßen, unter andern auch das, in seiner Eigenschaft als Regent eigenmächtig Verordnungen und Gesetze erlassen zu können, wogegen die Stände verlangten, daß er eine ganze Menge Zugeständnisse zum Nachtheile der von ihm behaupteten unumschränkten königlichen Macht, dagegen aber zum Nutz und Frommen der Freiheit des Volkes mache.

Alle diese Zugeständnisse, so wie die Anerkennung der Pflichten, die er auf sich zu nehmen hätte, sollten und mußten unbedingt vor sich gehen, ehe er sich die Krone auf's Haupt setzte.

Sigismund verlangte vor allen Dingen freie Religionsübung in allen den Staaten, deren Herrscher er war.

Davon aber wollten die Schweden nichts hören, sondern bestanden hartnäckig darauf, daß jedes andere öffentliche Bekenntniß als das der protestantischen Lehre für immer in Schweden untersagt und abgeschafft werde.

Man hatte früher beschlossen, daß die Krönung des neuen Königs der alten Sitte gemäß unmittelbar nach dem Begräbnisse des verstorbenen in Upsala vor sich gehen solle. Da Sigismund aber immer noch und gerade jetzt am aller-

eifrigsten sich weigerte, die während seiner Abwesenheit gefaßten Beschlüsse der Versammlung von Upsala anzuerkennen und zu unterzeichnen, so konnte auch bis auf Weiteres nichts aus der Krönung werden.

Im Gegentheile dauerte es mehrere Wochen, ehe man sich dem wichtigen Ziele auch nur um ein Haarbreit näher befand, als man beim ersten Zusammentreffen gewesen, und die versammelten Stände konnten folglich auch nicht entlassen werden.

Trotz dieses Kampfes zwischen dem Könige und den Volksvertretern hatte man doch niemals den Aufenthalt in Upsala so angenehm gefunden, wie gerade zu dieser Zeit. Niemand, mochte er vornehm oder gering, jung oder alt sein, hatte, vorausgesetzt, daß er sich im ungestörten Besitze von Gesundheit und Kräften befand, Grund, sich über Langweile und Einförmigkeit zu beklagen. Es gab gar so viel zu sehen und zubewundern, zu besprechen und zu bekritteln.

Ueberdies war für Alles, was Arbeiter oder Geschäftsleute hieß, viel Geld zu verdienen und dies gibt stets Muth und Lebensfrische.

Die Folge hiervon war, daß die Stadt Upsala während dieser Zeit ein Schauspiel von Leben und Rührigkeit darbot, wie fast noch nie der Fall gewesen und wovon auch die spätere Zeit kaum wieder ein Beispiel aufzuweisen hatte.

Es konnte dies aber auch nicht anders sein, da der königliche und herzogliche Hof, ausländische Reisende von hohem Range, polnische, ungarische, deutsche nnd italienische Cavaliere im Gefolge des Königs, die versammelten Stände des Reiches und eine Menge Offiziere und Söldner

innerhalb eines so kleinen Umkreises zusammengedrängt waren.

Nimmt man hiezu noch die große Menge neugieriger Fremden sowohl aus der Hauptstadt, als aus allen umliegenden Ortschaften, so wie die Bewohner von Upsala selbst mit allen ihren damals weit mehr als jetzt eigenmächtig handelnden Studenten, so wird man zugeben, daß ein summender Bienenkorb hier der treffendste Vergleich war.

Sigismund hielt in der gelehrten Stadt einen sehr muntern Hof und genoß alle Vergnügungen, welche Jugend, Gelegenheit und Umstände ihm darboten.

Auch Herzog Carls Hof in dem alten Schlosse Fjerdingen war sehr lebhaft, munter und gastfrei, wie sehr die steife und wirthschaftliche Herzogin auch bemüht war, das Leben hier so beschränkt und langweilig zu machen, wie sie selbst war. Sie richtete jedoch in dieser Beziehung nicht viel aus, so lange der Herzog es zur Förderung seiner Pläne nothwendig fand, mehrere Abende in der Woche sämmtliche Herren, von welchen er wußte oder glaubte, daß sie ihm ergeben seien, oder die er für sich zu gewinnen wünschte und hoffte, mit ihren Familien bei sich versammelt zu sehen.

Bei den von ihm veranstalteten Gastgeboten war er ein sehr freundlicher und, so viel eben in seiner Natur lag, sogar gemüthlicher Wirth.

Von den verwitweten Königinnen, welche ebenfalls mit im Schlosse wohnten, zeigte sich Gunilla meistentheils in den Abendzirkeln des Königs und der Königin, Katharina dagegen beinahe stets in denen des Herzogs und der Herzogin.

Erstere stand in einem sehr guten Verhältniß zu ihrem königlichen Herrn Stiefsohn, der stets freundlich gegen sie war, während dagegen eine Kälte, die — sie fühlte dies nur zu wohl — niemals gehoben werden konnte, sich zwischen ihr Herz und das ihres Schwagers, des Herzogs Carl, gelagert hatte, eine Kälte, die durch jahrelange Mißhelligkeiten hervorgerufen worden, am meisten aber durch sein unverantwortliches rohes Benehmen gegen sie bei Gelegenheit des Todes ihres Gemals.

Katharina dagegen, die Stiefmutter des Herzogs, welche, erst siebzehn Jahre alt, die Mutterpflichten gegen die nachgelassenen acht Kinder der edlen Margaretha, von welchen das älteste, Johann, vierzehn und das jüngste, Carl, erst anderthalb Jahre alt war, hatte übernehmen müssen, hatte trotz ihrer Jugend und wie unglücklich sie sich auch fühlte, für immer — wenn auch durch den Glanz des Thrones und den Schimmer der Ehre — von dem Auserwählten ihres Herzens getrennt zu sein, diesen Beruf auf die würdigste Weise erfüllt.

Carl, der sich seiner eigenen Mutter nicht im mindesten entsinnen konnte, hatte stets mit der zärtlichsten Liebe an der jungen Stiefmutter gehangen, wogegen Johann, den Verdruß seiner ältesten Schwestern darüber theilend, in der frühern Hofjungfrau die Königin zu sehen, welcher sie fortan gehorchen mußten, Katharinen sein ganzes Leben lang niemals etwas Anderes als Verdruß bereitete.

Bei den öffentlichen Festen, woran während dieser Wochen in Upsala kein Mangel war, so wie wenn der König ein größeres Gastgebot veranstaltet hatte, waren

sämmtliche königliche Verwandte beisammen und schienen äußerlich ziemlich einig zu sein.

Auch war es in einer großen Versammlung weit leichter, allzu nahe Berührungen zu vermeiden und blos die kalten Höflichkeitsformeln auszutauschen, welche der Gebrauch und die Gesetze des Hoftones vorschrieben.

Die Prinzessin Sophie von Sachsen und ihr Sohn mußten jedoch äußerst vorsichtig sein, um bei keiner der einander befehdenden Parteien anzustoßen und einen gleichmäßigen Mittelweg zwischen ihnen einzuhalten.

Der jugendliche feurige Fürst hätte sich aus leichtbegreiflichen Ursachen am liebsten zu seinem Cousin, dem König, gesellt, der ihm an Alter und Neigungen gleichstand, und auch seine Mutter, die Herzogin, befand sich auf dem Schlosse bei der liebenswürdigen jungen Königin und der muntern Prinzessin Anna — denn diese gab sich wenigstens in Gesellschaft stets Mühe, heiter zu erscheinen — weit besser als bei ihrer steifen knauserigen Schwägerin Christina von Holstein. Das Geschwisterband jedoch, welches sie an Carl fesselte, machte oft sein Recht geltend, und deshalb zeigten sich Mutter und Sohn — wenigstens schien es so — auf dem Königshofe Fjerdingen eben so gern als auf dem Schlosse Upsala.

Jeden Vormittag versammelten sich die Stände des Reiches in dem sogenannten Reichssaale auf dem Schloß, wo auch Sigismund und Carl nicht verfehlten sich einzufinden. Hier wurden, obschon beinahe nur mit Worten, hitzige Kämpfe ausgefochten, die jedoch, wenn der Abend kam, vergessen zu sein schienen.

Unter den adeligen Familien, welche am häufigsten

und am liebsten zu den Abendcirkeln des Herzogs und der Herzogin eingeladen worden, befanden sich Herr Arvid Stalkrona und dessen Gattin, welche ebenfalls nach Upsala gereist waren, er aber hauptsächlich wegen der wichtigen Verhandlungen, welche hier stattfinden sollten, sie dagegen hauptsächlich um Axelina's willen, welche doch auch die vielen Festlichkeiten sehen und denselben beiwohnen sollte.

Was jedoch letztere betraf, so erhielt sie nur ein einziges Mal eine Einladung zu dem Herzog und der Herzogin, welche ihrer kaum ansichtig wurden, als sie ihr alle beide große Ungnade zu erkennen gaben und sie, die Herzogin mit Stichelworten, der Herzog mit directen Vorwürfen wegen ihrer eiligen und unvermutheten Abreise von Nyköping im letztvergangenen Octobermonat überhäuften.

»Ich bedaure,« sagte die Herzogin in verächtlichem Tone und richtete sich steif empor, »daß ich in Folge meines Mangels an Liebenswürdigkeit Jungfrau Lejonhufvud nicht einmal einige Tage nach ihrer Wiederherstellung bei mir zurückzuhalten vermochte.«

»Euer Gnaden waren ja selbst krank und konnten mich folglich nicht zu dem Zwecke verwenden, zu welchem ich gerufen worden,« antwortete Axelina etwas spitz, und niemals hatte ihr Gesicht so große Aehnlichkeit mit dem ihres Vaters, des Grafen Axel gehabt, wie gerade in diesem Augenblick. Es war als ob der Aerger darüber, daß man sie als Nähterin an den herzoglichen Hof berufen, sie abermals überwältigte.

»Ich sollte meinen,« sagte der Herzog, »eine junge Person, nach welcher meine Gemalin sich gesehnt und deren

Gesellschaft sie gewünscht, hätte eine solche Auszeichnung besser würdigen und nicht bei der ersten passenden Gelegenheit davonlaufen sollen.«

»Ich bin nicht davongelaufen,« antwortete Axelina in leisem Tone, aber mit sichtbar steigendem Verdruß. »Mein edler Oheim Graf Mauritz hatte die Güte, mich auf der Heimreise zu begleiten.«

»Ich weiß es,« hob Carl wieder an, »aber mein Freund Mauritz konnte nicht anders, weil Ihr Euch nicht eher zufrieden gabt.«

»Das ist sehr wahr, gnädigster Herr,« entgegnete Jungfrau Lejonhufvud; »mich riefen aber die vereinten Stimmen der Liebe und der Dankbarkeit. Mein Verlobter lag krank, ebenso wie sein Bruder und seine Mutter, und an ihrem Krankenlager war der Platz, den die Pflicht mir anwies.«

»Ja, wir wissen, daß eure Freunde krank waren,« sagte die Herzogin mit seltsamer Miene, und der Herzog setzte hinzu:

»Wir kennen die ganze Geschichte und dieselbe ist gerade nicht eine sehr schöne. Wie können zwei Brüder öffentlich mit einander in Zwist gerathen und beinahe einer an dem andern zum Mörder werden!«

»Aber,« fiel Axelina ein, »keiner von beiden hatte ja eine Ahnung davon, daß es die Brust des Bruders war, gegen welche er sein Schwert kehrte.«

»Dies will ich gern glauben, Jungfrau, und ich tadle Carl Stalkrona nicht, denn dieser war unschuldig Er handelte in seinem Berufe als Anführer der zur Unterdrückung des Aufruhrs herbeieilenden Wachmannschaft, und als er

selbst angegriffen ward, mußte er natürlich sich seiner Haut wehren, selbst auf die Gefahr hin, das Lebenslicht des Gegners auszulöschen. Der andere aber, der Verräther, welcher in polnischer Uniform zur Vertheidigung der Jesuiten und der feigen Polen auftrat, dieser ist es, den ich tadle, und wenn ich Jungfrau Lejonhufvud wäre, so hätte ich von diesem Augenblick an die Verbindung mit ihm abgebrochen.«

»Es gibt,« antwortete Axelina mit sanftem Ernst und edler Haltung, »nichts Beklagenswertheres, als solche innere Zwistigkeiten, wo Landeskinder das Blut ihrer Brüder vergießen, und wohl mögen wir Alle Gott bitten, daß er von uns noch größeres Unglück abwende, als was bereits geschehen ist. Wer aber trägt die Schuld daran, wenn nicht jene hochgestellten Personen, welche jede unter ihren Untergebenen den Haß und die bittern Gefühle verbreiten, welche sie selbst gegen Alle hegen, die sich ihr Mißfallen zugezogen. Mein Verlobter ist ein Anhänger des Königs und braucht nicht darüber zu erröthen, daß er in der Uniform, welche sein Monarch ihm befohlen zu tragen, zur Vertheidigung Derer auftritt, die sich nicht selbst vertheidigen können, oder daß er mit andern Worten im Augenblicke des Kampfes auf die Seite des Schwächern tritt, eben so wenig als ich jemals darüber erröthen werde, daß ich die Braut des tapfersten und wackersten schwedischen Edelmannes bin.«

»Viel gesagt, viel gesagt, Jungfrau,« antwortete der Herzog, indem er ihr den Rücken kehrte und seiner Gemalin den Arm gab, worauf Beide sich zu einer Gruppe

gesellten, mit welcher sie, wie es schien, ein sehr lebhaftes Gespräch begannen.

Man kann sich leicht die Gefühle denken, mit welchen Axelina sich so weit entfernt als möglich in einen Winkel setzte, in welchem sie auch von allen andern Anwesenden unbeachtet sitzen blieb, denn natürlich wagte Niemand, der den Herzog oder die Herzogin nicht offenbar verletzen wollte, der Beschimpften auch nur die geringste Theilnahme zu beweisen.

Von diesem Augenblicke an betrat Axelina's Fuß den alten Königshof Fjerdingen nie wieder. Sie zog vielmehr mit Erlaubniß ihres Oheims und ihrer Base hinauf in's Schloß zu der Prinzessin, welche sie mit offenen Armen aufnahm.

Hier, am Hofe des Königs, hatte sie den Vortheil, fast stündlich ihren Verlobten zu sehen, welcher seinen Platz unter der nächsten Umgebung des Königs nun wieder eingenommen, ferner ihren Vater sehen und sprechen zu können, was sonst nur höchst selten und verstohlen geschehen konnte, in der Nähe ihrer geliebten Freundin Anna und der schönen sanften Königin zu sein, und noch vieles Andern theilhaftig zu sein, was für eine Person in ihrer Stellung nur angenehm sein konnte.

Clas Bjelke, der Vater der schönen Agnes, war, wie der Leser sich entsinnen wird, kein Freund des Herzogs und erklärte es auch ganz offen, weshalb er sich auch natürlich unter denen befand, welche, im Falle Carl den Thron bestieg, alles Schlimme zu erwarten hatten.

Dabei war er jedoch auch nicht Sigismunds Freund, obschon er so that, sondern gehörte mit Leib und Seele zu

der Partei, welche das ganze Haus Wasa in die Nacht der Vergessenheit begraben und eine oligarchische Regierung, sich selbst unter der Zahl der Mitglieder derselben, in Schweden herrschen zu sehen wünschte.

Bewunderungswürdig war inzwischen die Geschmeidigkeit, womit der ergraute Höfling bei allen Gelegenheiten sich stellte, als wäre er auf des Königs Seite, und groß die Gunst, welche er von dem Monarchen genoß.

Die Folge hiervon war, daß er und seine Familie während des Verweilens in Upsala als tägliche Gäste sich am Hofe des Königs und der Königin befanden, wo die arme Agnes ihre peinlichsten Augenblicke verlebte, ihre schwersten Kämpfe zu bestehen hatte, unverstanden und unbeklagt, ausgenommen von einer Einzigen.

Und diese Einzige war die Vertraute ihrer Seele, ihre unermüdliche Trösterin, ihre aufrichtigste und wahrhafteste Freundin, ihre kluge, edle, beste Rathgeberin, nämlich ihre Mutter.

Axelina, die beneidenswerthe, siebenfach glückliche Axelina, war auch da und zwar in seiner Nähe. Er, der Geliebte, durfte ihr ungehindert alle möglichen Aufmerksamkeiten erweisen, sie mit seinen feurigen Blicken suchen und ihr die Liebe zu erkennen geben, wovon sein Herz überströmte.

Und sie, sie konnte ohne Zwang sich dem Glück hingeben, von ihm geliebt zu werden, seine Auserkorene, seine angebetete Braut zu sein, sich liebevoll zu zeigen und in der ganzen Gesellschaft nichts Lieberes und Holderes zu sehen, als ihn, während die arme Agnes —

Doch wir wissen, was diese dachte, und können uns daher denken, was sie litt.

Axelina, welche von den Gefühlen, die in Agnes' Herzen lebten und glühten, nicht die mindeste Ahnung hatte, wußte natürlich auch nicht, daß sie mit jedem ihrer Worte den Dolch in der Wunde umdrehte. Sie sprach von ihrem Gustav, so oft sie Gelegenheit hatte mit Agnes einige Worte allein zu wechseln, und pries seine Eigenschaften mit dem ganzen Feuer und Eifer einer zärtlich Liebenden.

Es gab aber auch noch Jemand anders, der eben so tiefe, bittere und nagende Qualen litt wie Agnes, und zwar um ihretwillen.

Dieser Andere war Carl Stalkrona.

Wie oft verscheuchte während der langen Stunden der Nacht der Gedanke an Agnes den Schlaf von seinem Lager; wie oft versank er während des Geräusches des Tages in wache Träume; wie oft stand er bei öffentlichen Festen — denn sonst trafen sie nie zusammen — ganze lange Stunden in ihr Anschauen versunken, ohne daß sie es ahnte, während sie Gedanken und Blicke nur für den Undankbaren hatte, der sie verschmähte.

Er war jetzt bei sich selbst fest überzeugt, daß die junge Nonne, welche in der Eigenschaft einer Krankenwärterin bei ihm und seinem Bruder gewacht, Niemand anders gewesen als Agnes Bjelke, und er war beinahe so sündhaft, sich wieder krank zu wünschen, um wieder von ihren schönen weichen Händen gepflegt zu werden.

Der bildschöne, aber bei Niemanden beliebte Pole Poßmoschi bekleidete sonderbarerweise immer noch seinen

Posten als Geheimschreiber der Prinzessin Anna, das zärtliche Verhältniß zwischen ihnen — im Falle nämlich ein solches bestanden und nicht blos verleumderische Zungen ein solches Gerücht in Umlauf gesetzt — hatte jedoch, nach der sichtlichen Kälte, womit die Prinzessin jetzt bei allen Gelegenheiten dem jungen Mann begegnete, sowie nach der eben so kalten Unterthänigkeit zu urtheilen, womit er sich ihr näherte, vollständig aufgehört. Man sagte, Poßmoschi habe für seinen Vorwitz einen tüchtigen Denkzettel erhalten; wie aber und von wem, darüber waren die Meinungen getheilt.

Der Denkzettel, wie man es nannte, konnte übrigens kein bedeutender gewesen sein, denn der Geheimschreiber ward immer noch nicht blos in dem Zimmer, wo er seine Geschäfte hatte, nämlich dem Schreibzimmer der Prinzessin, sondern auch in den Prachtzimmern des Hofes sowohl an gewöhnlichen Tagen, als auch bei feierlichen Gelegenheiten geduldet.

Die Prinzessin, welche jetzt ganz wieder von ihrer Liebe zu ihrem Jugendfreund, dem Grafen Gustav, eingenommen war, hatte für den Augenblick so viel Beschäftigung für ihre Gedanken, daß sie einem Manne wie Poßmoschi auch nicht einen einzigen derselben widmen konnte. Geschah es zuweilen, daß sie sich des schönen Mannes öfter erinnerte, als wenn sie seiner Dienste als Schreiber bedurfte, so geschah es, um ihm zu zürnen, weil er die Ursache der Qualen war, welche jetzt in ihr tobten und alle Fasern des Herzens zu zerreißen drohten.

Und doch — was konnte sie thun? Ihn hassen? Nein, dazu erschien er ihr zu unbedeutend. Der Mann, den

eine Königstochter mit ihrem Hasse beehrt, muß seelenvoller und geistreicher sein, als Poßmoschi es war.

Sollte sie ihn verachten? — Nein, dazu war sie zu gerecht. Um den jungen Diener zu verachten, hätte sie sich ja vor allen Dingen erst selbst verachten müssen, denn — mochten nun auch die bösen Zungen in vielen Dingen Unrecht haben — unvorsichtig mit ihrem guten Rufe war die Prinzessin doch gewesen, dies hatte sie sich unzweifelhaft vorzuwerfen.

Sie bemerkte nicht oder that, als ob sie nicht bemerkte, wie der gefährliche Poßmoschi jetzt seine Huldigungen auf eine Allen in die Augen fallende Weise der schönen Agnes Bjelke darbrachte.

Dagegen gab es einen Andern, der dies wußte und sich tief darüber grämte, weil er glaubte, der gefährliche Pole könne möglicherweise einen Eindruck auf Agnes' Herz machen.

Dennoch hätte Carl Stalkrona sich diese Steigerung des Schmerzes, welcher ihn schon hinreichend quälte, ersparen können. Er hätte bedenken sollen, daß Agnes, deren Herz vollständig von dem Bild seines Bruders Gustav erfüllt war, nicht wohl gleichzeitig dem Bild des schönen, aber keineswegs liebenswürdigen Polen darin einen Platz einräumen konnte.

Indessen er glaubte, Agnes könne möglicherweise von ihrer Liebe zu Gustav schon geheilt sein, besonders da sie hier täglich Gelegenheit hatte, die hingebende Zärtlichkeit zu sehen, womit er an einer Andern hing, von welcher er in gleichem Grade wieder geliebt ward.

Der Januarmonat neigte sich seinem Ende zu und im-

mer noch waren König und Stände derselben verschiedenen Ansicht wie vorher und immer noch war nicht bestimmt, wann Sigismund und Anna feierlich gekrönt werden sollten.

So lange der König nicht auf die Wünsche der Stände des Volkes in Bezug auf die wichtigsten Punkte eingegangen war, konnte natürlich auch keine Bestimmung in jener Hinsicht getroffen werden.

Eigentlich war es Herzog Carl, der Sprecher des Volkes, wie er sich selbst nannte, welcher ganz offen vor König und Ständen erklärte, daß die Krönungsfeierlichkeit so lange aufgeschoben bleiben müsse, bis Alles zwischen der Nation und dem künftigen Regenten in's Reine gebracht sei.

»Ich lasse niemals von Euch,« sagte der Herzog in einer öffentlichen Anrede an die Bauern, welche haufenweise aus allen umliegenden Dörfern und Gehöften nach Upsala hereingeströmt kamen.

Sie sahen in ihm nur den Vertheidiger ihres Rechts, den eben so kühnen als klugen Wortführer, den eifrigen Vorkämpfer der Freiheit, der Gesetze und der Religion des Landes, aber nicht den Aufruhrstifter, den Usurpator, den künftigen Despoten.

Und dies war auch nicht zu verwundern. Carl hatte sich von seiner Jugend an als ein Mann des Volkes gezeigt und blieb dies auch bis zu seinem Tode. Von ihm hatte der gemeine Mann nichts zu fürchten, dagegen aber Alles zu hoffen, nämlich der, welcher sich gut betrug, denn gegen Verbrecher, mochten sie einer Klasse angehören, welcher sie wollten, kannte der Herzog weder Gnade noch Barmherzigkeit.

Einmal, als er während jener unruhigen Tage unter freiem Himmel, in unmittelbarer Nähe des Schlosses von Upsala, wieder eine Rede an die Bauern hielt, und ihnen auf alle Weise Muth und Standhaftigkeit einzureden suchte und seine Worte so wählte, daß sie von dem einfältigen Volk verstanden werden und Eindruck auf dasselbe machen konnten, geriethen sämmtliche Bauern in förmliche Begeisterung. In seinem mehr als gewöhnlich belebten Gesicht erkannten sie deutlich die wohlbekannten, Allen so theuren Wasazüge, und es gab einige alte Käuze unter der Versammlung, welche vor einigen dreißig oder vierzig Jahren den alten König Gösta sprechen gehört, und welche jetzt meinten, auch die Stimme des Sohnes habe große Aehnlichkeit mit der des großen Entschlafenen.

Angefeuert durch diese Erinnerungen, welche der Enthusiasmus der Alten auch den Jüngeren und Jüngsten mittheilte, riefen die Bauern:

»Herr, Du und kein Anderer sollst unser König werden! Wir wollen von keinem Andern wissen. Du hast keinen fremden Hof um Dich, Du hast nicht in fremden Ländern andere Sitten und Gewohnheiten angenommen — Du bist ein echter Schwede und kennst die Ansprüche und Forderungen des schwedischen Volkes am besten. Du und kein Anderer sollst Schwedens Krone tragen.«

Da aber verwandelte der sanfte, beinahe begeisterte Ausdruck in Carls Gesicht sich mit einem Male in den heftigsten Zorn und er rief, ja brüllte beinahe mit seiner Stentorstimme:

»Schweigt, Ihr Dummköpfe! Glaubt Ihr, ich stehe hier unter Euch als ein Aufwiegler gegen euren rechtmä-

ßigen König? Wenn ich meinem königlichen Neffen die Krone vom Haupte reißen und auf das meinige setzen wollte, so hätte ich es schon längst gethan, ohne Bauern oder Bürger zu Hilfe zu rufen, ohne Geistlichkeit oder Adel um Rath zu fragen. Ich bin aber Seiner Majestät des Königs Sigismund gehorsamer Unterthan, und deshalb ermahne ich auch Euch, ein jeder für sich dasselbe zu sein, obschon mit unverbrüchlichem Festhalten an eurem einmal angenommenen Religionsbekenntniß, sowie unter steter Verfechtung eurer Rechte als freigeborne schwedische Männer. Versteht Ihr mich? Kennt Ihr den Unterschied zwischen Aufruhr und Vertheidigung der Volksrechte?«

Die Bauern standen ganz verblüfft da und kratzten sich hinter den Ohren, worauf sie, als der Herzog ihnen gleich darauf den Rücken kehrte, sich in aller Stille von dem Sammelplatz hinwegschlichen und unter einander murmelten:

»Aber was will er denn, wenn er nicht König werden will? Glaubt er denn, als das, was er jetzt ist, als Unterthan, wie er sich nennt, uns gegen Gewalt und Unrecht vertheidigen zu können? Wir sind neugierig, wie er das machen will.«

Der Herzog dagegen murmelte auch, aber bei sich selbst und tief, tief in den Bart hinein:

»Die rechte Zeit ist noch nicht da.«

Fünftes Capitel.

Immer noch in Upsala.

Man stand jetzt schon im Anfange des Monats Februar, wo der seit undenklichen Zeiten eingeführte Winterjahrmarkt in Upsala abgehalten wird.

War dieser Jahrmarkt jemals lebhaft gewesen, so war er es jetzt, wo so viele Gäste von hoher, ja von höchster Geburt sich im Umkreise der Stadt befanden.

Jeder, dem es seine Mittel einigermaßen erlaubten, wollte natürlich hieher — alle Handelsleute und Handwerker, um etwas Ordentliches an den vielen vornehmen und reichen Kunden zu verdienen, auf die man dort rechnen konnte, und hiezu gesellte sich eine eben so große Anzahl anderer Leute, die nichts zu verkaufen hatten, auch kaum etwas zu kaufen beabsichtigten, sondern blos den König, die schöne Königin, die stattliche Prinzessin, die beiden verwitweten Königinnen, den kleinen Prinzen Johann, den Herzog Carl mit Gemalin und Tochter, seine Schwester, die Herzogin von Sachsen und deren ritterlichen Sohn, so wie eine fast unzählbare Menge Ritter, Grafen, Freiherren, Prälaten, Reichsherren und vornehme Frauen und Jungfrauen sehen wollten.

Eines Tages wanderte Agnes Bjelke, von ihrer alten treuen Dienerin Beate begleitet, durch das Gewimmel des Jahrmarkts.

Beate ging dicht an der linken Seite ihrer Gebieterin und dicht hinter ihnen folgte ein Diener, welcher an Wamms

und Barett die leicht erkenntlichen Bjelke'schen Wappenfarben trug.

»Ich begreife aber nicht,« sagte Beate, als sie Agnes von den größeren und bedeutenderen Jahrmarktgassen, in welchen die am stattlichsten herausgeputzten Kaufbuden standen, abbiegen und sich in die entfernteren begeben sah, wo nur geringhaltige, wohlfeilere Waaren zu sehen standen, und wo nur der ärmere Theil der Verkäufer seine Buden, Tische oder Stände aufgeschlagen hatte; »ich begreife nicht, wo Ihr hin wollt, Jungfrau. Hier gibt es nichts, was Ihr zu kaufen beabsichtigen könntet.«

»Du irrst Dich, liebe Beata,« antwortete Agnes in ihrem gewöhnlichen sanften Ton; »Du irrst Dich, wenn Du glaubst, daß es hier nichts Verlockendes für mich gebe. Gerade das Gegentheil ist der Fall.«

»Aber, mein Himmel, was für Waaren sollte es hier geben, die Ihr brauchen und benutzen könntet?«

»Nun, allerdings beabsichtige ich nicht, dieselben für mich selbst zu benutzen, und eben so wenig wollte ich an den schöneren Kaufbuden, an welchen wir nun vorbei sind, irgend welche Einkäufe machen. Von Seide, Sammet, goldgesticktem Flor, Perlen, Edelsteinen, Gold, Silber und kostbaren Schmucksachen von Elfenbein, Perlmutter, Schildpatt u. s. w. habe ich bereits mehr als genug. Ich kaufe, wie Du recht wohl weißt, dergleichen Sachen niemals, weil ich deren von meinen lieben Aeltern und Verwandten zum Geschenk erhalte.«

»Ja, das ist wohl wahr,« sagte Beate, »aber dennoch begreife ich nicht —«

»Du wirst sogleich begreifen,« fiel ihr Agnes

ins Wort, »Du wirst sogleich begreifen, wenn ich Dir sage, daß ich mit dieser meiner Wanderung nach den ärmeren Kaufbuden etwas zu thun beabsichtige, was nach meiner Ansicht alle wohlhabenden Marktbesucher thun sollten, denn sie würden dadurch eine doppelte Wohlthat üben. Denke nur an die armen Schuhmachersleute, welche uns gegenüber in der elenden Hütte wohnen. Von dem Kaufmann, unserem Hauswirth, hörte ich, daß diese arme Familie ihre drei kleinen Zimmer geräumt und anderweit vermiethet hat, um etwas zu verdienen; weiter aber hörte ich auch von Barnbro, welcher zuweilen mit der armen Schuhmachersfrau spricht, daß sie sich haben in Schulden stecken müssen, um diese Zimmer ein wenig zu möbliren, damit dieselben sich einigermaßen zur Herberge für feinere Leute aus Stockholm eignen. Die Leute selbst wohnen mit ihren sämmtlichen Kindern nebst Lehrburschen und Gesellen in der Backstube. Denke, wie arm man sein muß, um auf diese Weise alle Bequemlichkeit des Lebens zum Opfer zu bringen.«

»Das ist wohl wahr, edle Jungfrau,« antwortete Beate, »bei vielen aber ist es eitel Gewinnsucht und Begier, auch mit einige Körner von dem goldenen Manna aufzulesen, welches jetzt über die Stadt Upsala herabregnet.«

»Das gebe ich zu,« sagte Agnes, »aber diese Schuhmachersleute sind arm, sehr arm. Und dennoch, was ist selbst ihre Armuth gegen die der armen Witwe mit den sieben Kindern, welche ein wenig weiter unten in derselben Gasse wohnt? Sie hat ihr einziges kleines Zimmer an ein paar Bauern vermiethet und liegt jetzt mit ihren sämmt-

lichen Kindern auf dem Heuboden. Ich weiß dies von unserm Kutscher, dem alten Göran, welcher für eine geringe Vergütung mit auf demselben Heuboden schläft.«

»Aber,« rief Beate, »wie kann dieser alte Narr Euch so etwas erzählen!«

»Warum soll er nicht?« antwortete Agnes. »Der in unserm Dienst ergraute alte, treuherzige Mann weiß, daß er mir kein größeres Vergnügen machen kann, als wenn er mich auf irgend einen Noth- oder Uebelstand aufmerksam macht, dem ich abhelfen oder den ich wenigstens lindern kann. Es ist so süß, Thränen zu trocknen; es ist dies meine einzige Freude.«

Hierbei seufzte Agnes tief auf.

»Eine Freude, um welche Euch die Engel des Himmels beneiden müssen,« entgegnete Beate gerührt.

»Und nun,« fuhr Agnes fort, »beabsichtige ich von dem armen Schuhmacher eine ganze Menge Schuhe zu kaufen, welche ich dann der Witwe und ihren Kindern schicken will, damit sie wenigstens während der strengen Jahreszeit nicht mehr barfuß zu gehen brauchen. Vielleicht bin ich die Einzige, mit welcher der arme Schuhmacher ein namhaftes Geschäft macht.«

Während die edelmüthige Jungfrau so sprach, war sie zugleich mit ihren beiden Begleitern bei dem erwähnten Schuhmacherstand angelangt, wo sie ihre Auswahl von einfacherem Schuhwerk in allen Größen traf. Das Gesicht des Schuhmachers erglänzte vor Freude und er verneigte sich einmal über das andere fast bis zur Erde und zwar um so mehr, als die edle Jungfrau nicht das Mindeste vom

Preis abhandelte, obschon er denselben weit höher gestellt, als er seinen andern Kunden gegenüber thun konnte.

Als die Auswahl getroffen war, versprach der Schuhmacher der Käuferin die erhandelte Waare noch Vormittags zuzusenden. Es war jetzt hier daher weiter nichts zu thun, als die Zahlung zu leisten, und Agnes suchte mit der Hand ihre Börse, eine ziemlich große Tasche von feinem Leder mit Gold, Seide und Sammet gesäumt, die der damaligen Mode gemäß auf der linken Seite an ihrem Pelzgürtel gehangen hatte, aber jetzt spurlos verschwunden war, denn man hatte sie ihr gestohlen.

Agnes stieß einen schwachen Schmerzensruf aus, als sie diese unangenehme Entdeckung machte, und die alte Beate sowohl, wie der sie begleitende Diener geriethen über diesen Unfall ganz außer sich.

Agnes selbst stand ganz verlegen da, und wußte nicht, was sie thun sollte.

Da trat plötzlich, wie aus den Wolken gefallen, der polnische Geheimschreiber Poßmoschi heran und bot in dem wohlklingendsten Latein Jungfrau Bjelke seine Börse an, die er, wie er sagte, so glücklich wäre, noch zu besitzen.

Agnes betrachtete ihn erst mit einem Blick der Verwunderung, dann der Kälte, indem sie zugleich eine abwehrende Handbewegung machte und ein wenig stolz den Kopf zurückwerfend sagte:

»Nein, ich danke.«

»Was will er denn?« fragte Beate, welche natürlich kein Wort Latein verstand.

»Er bietet mir seine Börse an, bis ich nach Hause komme,« antwortete Agnes.

»Nun, das ist ja sehr freundlich und gefällig von ihm,« meinte Beate; »dennoch aber sah es aus, als ob Ihr Euch geweigert hättet.«

»Dies habe ich auch wirklich gethan.«

»Aber warum denn? Ich an eurer Stelle hätte das Anerbieten mit großem Dank angenommen.«

»Nimmermehr, Beate,« rief Agnes und wendete sich nochmals nach dem Polen herum, indem sie ihre Weigerung wiederholte.

»Ihr seid sehr hart, edle Jungfrau,« sagte Poßmoschi mit einem Gemisch von Bedauern und Aerger, »Ihr seid sehr hart, daß Ihr selbst diesen geringen Dienst nicht von mir annehmen wollt.«

»Es ist nicht nöthig,« antwortete Agnes. »Was ich hier gehandelt habe, brauche ich eigentlich nicht eher zu bezahlen, als bis ich nach Hause komme, wohin der Schuhmacher mir die Waare senden und wo er dann seine Zahlung erhalten wird.«

»Dennoch,« hob Poßmoschi mit einem Blick seiner wunderbar schönen braunen Augen wieder an, einem Blick, der gleichzeitig so rührend und so schmachtend war, daß es schien, als müsse dadurch jedes weibliche Herz erweicht werden, »dennoch würde es mich so unaussprechlich glücklich machen, wenn ich Euch nur im geringsten zu Dienst sein könnte, schöne Jungfrau. Es ist ja für mich durchaus keine Beschwerde und kein Opfer, sondern nur das, was jeder Cavalier für eine Dame, besonders für eine solche, wie Ihr seid, thun würde. Ich wünschte, daß eine Gefahr Euch drohte, daß Ihr in eine wirkliche Bedrängniß geriethet, aus welcher ich Euch retten könnte. Mein Schwert,

meinen Arm, mein Blut — Alles, was ich habe, wäre ich bereit, eurem Dienste zu weihen, wenn —«

Während der schöne junge Mann so phantasirte und noch nicht daran dachte, seinem Wortschwall ein Ende zu machen, näherte sich ein zahlreicher Trupp Studenten, die augenscheinlich sammt und sonders betrunken waren.

Den Diener bei den Armen fassen und ihm dieselben auf den Rücken halten, sowie dasselbe mit der alten Beate zu thun, war für zwei dieser Herren das Werk eines Augenblicks, worauf drei andere Agnes umringten, sie mit unverschämter Zudringlichkeit betrachteten und ihr die plumpsten und gemeinsten Complimente über ihre ungewöhnliche Schönheit machten.

»Herr Poßmoschi!« rief nun die arme Agnes außer sich und ohne zu bedenken, daß es dieser so verhaßte Mann war, gegen welchen sie im Begriff stand, eine Schuld der Dankbarkeit auf sich zu nehmen. »Herr Poßmoschi, jetzt nehme ich gern einen Dienst von Euch an. Zieht euer Schwert und vertheidigt mich.«

Während sie dies auf Lateinisch sagte, drehte sie sich rund herum nach allen Seiten, aber siehe da, der feige Pole war nirgends zu finden.

Er hatte mit den noch unvollendeten schönen Worten auf der Zunge sofort beim ersten Anblick der Studenten, und ehe dieselben sich noch gewaltthätig gezeigt, vorsichtig das Weite gesucht.

Eben so aber wie er lange und von Agnes und ihren beiden Begleitern unbemerkt sich durch das Jahrmarktsgewimmel ihr nachgeschlichen, hatte auch Carl Stalkrona

dasselbe, obschon sich in noch weiterer Entfernung haltend, gethan.

Jetzt, im rechten Augenblick, stürzte er herbei, um Agnes vor ferneren Beleidigungen von Seiten der betrunkenen Gesellen zu schützen. Mit gezogenem Schwert drang er unter sie hinein und befahl ihnen, sich zu entfernen, dafern sie nicht Grund haben wollten, ihr freches Benehmen schwer zu bereuen.

Einige Schimpfnamen, wie Krautjunker, Tagedieb, Hofschranze und dergleichen waren die Antwort, die er erhielt, während zugleich zwei der Studenten, die eben so bewaffnet waren als er, ihre Klingen zogen und auf ihn eindrangen.

Er parirte jedoch ihre Hiebe mit Leichtigkeit, denn er hatte den Vortheil, nüchtern zu sein, wogegen sie so benebelt waren, daß sie sich kaum auf den Füßen zu halten vermochten.

Es dauerte nicht lange, so hatte Carl Stalkrona den der Angreifer, welcher die Arme des Dieners festhielt, in die Flucht geschlagen, und der erste Gebrauch, welchen der Diener von seiner wiedererlangten Freiheit machte, bestand darin, daß er fortsprang, um die Wache zu holen.

Er kam mit diesem löblichen Vorhaben jedoch ein wenig zu spät, denn der Schuhmacher war gleich beim ersten Beginn des Tumults über seinen Verkaufstisch gesprungen, um Hilfe herbeizuholen, mit welcher er in diesem Augenblick anlangte.

An der Thür des Hauses, wo Agnes mit ihren Aeltern wohnte und wohin Stalkrona, überglücklich, ihr einen Dienst geleistet zu haben, sie mit ihren erschrockenen Dienst-

leuten begleitet, nahm er Abschied mit einem so sprechenden und so feurigen Blick, daß Agnes davor erröthend die Augen niederschlug.

»Darf ich,« sagte der junge Mann mit einem tiefen Seufzer, »mich erkundigen lassen, wie Ihr Euch nach diesem Schrecken, nach diesem mehr als unangenehmen Auftritt befindet?«

»Nein, bester Carl,« flüsterte Agnes und erhob ihre schönen Augen mit gleichzeitig zärtlichem und betrübtem Blick zu ihm empor. »Es ist in der That sehr zu beklagen, eure Aeltern und die meinigen, welche früher die herzlichsten Freunde waren, sind jetzt so gut wie Feinde, blos um der verschiedenen politischen Interessen willen. Auch Ihr selbst, Carl, gehört jetzt zu der Partei des Herzogs, nicht wahr?«

»Ja, im Leben wie im Tode!« rief der junge Mann feurig. »Mein Bruder dagegen ist ein echter Sigismundianer. Es ist mit ihm jetzt so weit gekommen, daß er uns, seine nächsten Verwandten, fast gar nicht mehr besucht.«

»Sein Dienst hält ihn fortwährend auf dem Schloß zurück,« antwortete Agnes, die Augen wieder zu Boden schlagend.

»Und seine Verlobte,« setzte Carl hinzu, »Axelina ist auch nicht zu Hause bei uns, sondern wohnt, wie Ihr wißt, jetzt fortwährend auf dem Schloß.«

»Ja, ich weiß es,« stammelte Agnes kaum hörbar.

»Nun, dann müssen wir also scheiden,« fuhr Carl fort, indem er Agnes' kleine, feingeformte Hand drückte, welche sie freiwillig in die seine gelegt. »Agnes, Freundin

meiner Kindheit und frühere Spielgenossin, vergeßt mich nicht.«

»Niemals, bester Carl; am allerwenigsten nach dem Dienst, den Ihr mir heute geleistet,« antwortete sie und eilte in das Haus hinein.

»Welch' ein elender Feigling ist doch dieser Poßmoschi!« sagte Agnes bei sich selbst, als sie in das Wohnzimmer trat, in welchem sie sich ganz allein sah, denn ihre Aeltern waren ausgegangen und die alte Beate ging sofort ihren häuslichen Verrichtungen nach. »Welch' ein widerwärtiger Prahler! Ich habe nicht unrecht gethan, daß ich ihn gleich von Anfang an verabscheut. Nun gesellt sich auch Verachtung zu jenem gleichsam instinktartigen Gefühl von — ich weiß nicht, wie ich es nennen soll — meine Muttersprache hat kein Wort, welches dieses Gefühl ausdrückt, aber ich weiß, daß es gerade dasselbe ist wie das, welches ich in der zufälligen Nähe einer Schlange, einer Natter oder irgend eines andern solchen kaltschleimigen Thieres empfinde. Ich begreife nicht, wie die Prinzessin jemals — doch sie hatte schwer dafür büßen müssen und wird wahrscheinlich ihr ganzes noch übriges Leben lang diese Schwäche, diesen unerklärlichen Sinnestaumel bereuen. Arme, arme Anna! vor der Welt zeigt sie sich zuweilen heiter, ja sogar ausgelassen, aber sie fühlt selbst am besten, wo der giftige Pfeil sitzt, der an ihrem jungen Leben, an ihrer Gesundheit, und an ihrer Gemüthsruhe nagt. Sie findet einen Trost in meiner Nähe, in meinen Worten, in meinem theilnehmenden Blicke — einer Sprache, die sie versteht, ohne daß wir jemals jenen delicaten Punkt mit deutlichen Worten berührt haben, denn niemals haben wir

von ihrer Liebe zu Gustav Brahe gesprochen, einer Liebe, die sie betrogen, und welcher sie gleichwohl so treu ist, — welche sie entweiht und welche sie gleichwohl wie eine unschätzbare Reliquie in der Tiefe ihres Herzens bewahrt und bis zu ihrem letzten Seufzer bewahren wird. Welch' ein unauflösliches Räthsel ist doch das Menschenherz mit all' seinen labyrinthischen Falten und Winkeln! Wer kann jemals sagen, es recht begriffen zu haben! Und ich selbst — besitze ich nicht in höherem Grade als viele Andere ein solches unergründliches Herz? Hänge ich nicht hartnäckig und thöricht an einem holden Kindestraum, selbst nachdem ich längst aus demselben erwacht bin und die kalte, schonungslose Wirklichkeit mir deutlich gezeigt hat, daß es in der That nur ein Traum war und nichts Anderes? Und i ch soll die Prinzessin trösten, ich, die ich selbst so betrübt bin, die ich selbst des Trostes so sehr bedarf? Indessen warum nicht? Wer selbst weiß, was Herzensqualen heißen, muß den tiefen Schmerz eines andern Herzens am allerbesten verstehen, und nur selten sind es die Glücklichen, bei welchen der Unglückliche heilenden Balsam für seine Seele sucht.«

So sprach Agnes mit sich selbst. Nicht einen einzigen Gedanken widmete sie Carl Stalkrona, welcher inzwischen alle seine Gedanken, alle Bewegungen seiner Seele, alle Gefühle seines Herzens auf sie concentrirte.

Was wäre es auch nöthig, weiter daran zu denken? meinte sie. Es war ja etwas so Gewöhnliches, daß ein schwedischer Rittersmann, selbst wenn es nur mit Gefahr seines eigenen Lebens geschehen konnte, einer Dame zu Hilfe eilte, welche sich in Noth oder Bedrängniß befand. Und obendrein ein Bekannter! ein ehemaliger Spielkamerad!

Hm! Nur ein Pole, nur ein Sohn dieses tiefgesunkenen durch und durch verderbten Volkes konnte sich so benehmen, wie dieser Poßmoschi gethan.

»Der Elende!« dachte Agnes weiter. »Und ich, die ich in meinem Schrecken so weit ging, ihn mit einer Bitte um Beistand zu beehren! Das hätte ich niemals thun sollen — das war unrecht von mir — denn ich setzte mich dadurch in meiner Würde als schwedische Adelsjungfrau herab. Ich werde nie aufhören, dies zu bereuen und will es Poßmoschi durch die zehnfache Verachtung entgelten lassen, welche ich ihm hinfort beweisen werde. Niemals, selbst nicht in Augenblicken der augenscheinlichsten Gefahr, darf man sich so weit erniedrigen, daß man zu Jemanden Zuflucht nimmt, den man verachtet und verabscheut. Wäre nicht der freundliche Carl dazugekommen, so —«

Damit aber war die Erinnerung an Carl auch zu Ende.

Der freundliche Carl!

Sehr schmeichelhaft, im Fall er es gehört hätte.

Ihren Vorsatz, gegen den schönen Polen sich über alle Maßen stolz und verächtlich zu zeigen, führte Agnes auch treulich aus. Früher war sie ihm blos so viel als möglich aus dem Wege gegangen und hatte deutlich zu erkennen gegeben, daß sie an seiner Unterhaltung eben so wenig Vergnügen fand, als sie sich durch seine Artigkeiten geschmeichelt fühlte; seit jenem Vorfalle auf dem Jahrmarkte aber begegnete sie ihm mit einer Schroffheit und Kälte, die fast an Unhöflichkeit grenzte.

Dieses Benehmen war ein für Alle höchst augenfälliges und zog ihr Vorwürfe von ihrer Mutter und eine

scharfe Zurechtweisung von ihrem Vater zu, welcher meinte, man dürfe einem Edelmann, der, wenn er auch nur das Amt eines Geheimschreibers bei einer fürstlichen Person bekleidete, gleichwohl zu einem der vornehmsten und reichsten Geschlechter Polens gehörte und selbst in dem Hofzirkel des Königs gesehen und geduldet ward, nicht begegnen wie einem gemeinen Bauer oder einem unwürdigen Verbrecher.

»Nimm Dich in Acht,« sagten die wohlmeinenden Aeltern, »damit dein Uebermuth nicht den jungen Polen zur Rache reize. Die Völker des Ostens und des Südens haben heißeres Blut als wir Nordländer, und wehe Dir, wenn das seine einmal um deinetwillen überwallen sollte. Bei Hofe muß man vorsichtig sein.«

»Und was sollte er mir wohl thun können?« fragte Agnes, indem sie mit ihren großen klaren Augen bald die zärtliche Mutter, bald den ernsten Vater betrachtete.

»Armes Kind,« seufzte erstere. »Du kennst die Welt noch nicht und ahnst nicht, wie heimtückisch und boshaft dieselbe ist. Siehst Du denn nicht, ahnst Du denn nicht, daß ein schlechter Mensch wie dieser Poßmoschi sich an einer Feindin auf grausame Weise rächen kann, ja vielleicht auf weit grausamere als an einem Feind?«

»Ja, aber was könnte er mir denn thun? frage ich noch einmal. Glaubst Du, Mutter, daß er die Absicht habe, mich zu ermorden?«

»Dich selbst nicht, Kind, wohl aber vielleicht deine Ehre.«

»Meine Ehre!« wiederholte Agnes und richtete sich empor, »meine Ehre wird hoffentlich mit Gottes Beistand,

mit dem Schutz meiner theuren Aeltern und meinem eigenen festen Willen unangetastet bleiben.«

»Glaubst Du?« entgegnete Frau Malin, den Kopf schüttelnd. »Bist Du dessen so ganz sicher? Weißt Du so gewiß, daß die Verleumdung sich nicht Dir nahen, nicht deine unschuldigsten Handlungen mißdeuten, nicht wie eine Schlange sich um Dich ringeln könne, ohne daß Du es bemerkst oder auch nur weißt, woher es kommt? Weißt Du so bestimmt, daß Lüge, Neid und Bosheit nicht durch ihren giftigen Hauch deinen guten Ruf trüben kann — den Ruf einer Jungfrau, diesen empfindlichsten Spiegel in der ganzen Welt, eben weil er von den Flecken jenes heißen vergifteten Hauches niemals wieder gereinigt werden kann.«

Agnes fühlte sich von einem eisigen Schauer durchrieselt. Sie schmiegte sich dichter an die Mutter. Es war ihr, als empfände sie Frost.

»Bedenke blos, wie es mit der Prinzessin gegangen ist,« sagte Graf Clas Bjelke leise und sah seiner Tochter bedeutungsvoll in das erröthende Antlitz.

»Mein Vater,« hob Agnes eifrig an, »die Prinzessin —«

Sie stockte, denn sie besann sich plötzlich, daß sie den Satz nicht vollenden durfte.

»Ich weiß, was Du sagen willst, mein Kind,« hob der Graf wieder an, indem er Agnes am Kinn faßte und ihr das gesenkte Köpfchen emporrichtete, »die Prinzessin hat durch ihr unvorsichtiges Benehmen den Lästerzungen selbst Stoff gegeben, und dies ist etwas, was Du nicht zu thun beabsichtigst.«

»Jo, so meinte ich, mein verehrter Vater.«

»Ich hoffe,« fuhr der Graf dann fort, »daß Du stets so denken wirst — daß dein Wandel immer fleckenfrei und dein Benehmen immer tadellos bleiben wird. Etwas Anderes erwarte ich von meiner Tochter gar nicht. Hast Du aber niemals von Männern gehört, welche, um sich an einer Dame für verschmähte Liebe, für bewiesene Verachtung, ja blos um eines gegebenen und später gebrochenen Tanzversprechens willen zu rächen so niedrig gewesen sind, nachtheilige Gerüchte über sie in Umlauf zu bringen und mit Siegen zu prahlen, welche —«

»O, mein Vater, um's Himmels willen, sag' nichts weiter,« rief Agnes und sprang von ihrem Platz an der Seite ihrer Mutter empor. »Hilfe! Hilfe! schütze mich!« fuhr sie fort, indem sie ihre Arme um den Hals des Vaters schlang und sich fest an seine gepanzerte Brust schmiegte. »Es ist ja eine entsetzlich böse und gefährliche Welt, in der wir leben!«

Und sie brach in heftiges Weinen aus.

»Beruhige Dich doch, mein Kind,« sagte der Graf unter zärtlichen väterlichen Liebkosungen. »So furchtbar gefährlich ist die Welt doch wohl nicht. Ich wollte Dir blos zeigen, wie wenig gerathen es ist, boshaften Menschen Trotz zu bieten und sich mehr Feinde zu schaffen, als man sich durch die strenge Erfüllung seiner Pflichten ohnehin zu erwecken pflegt.«

»Mein Vater,« schluchzte Agnes und küßte dem Grafen die Hand; »meine Mutter!« rief sie und riß sich von dem Vater los, um wieder zur Mutter zu eilen und sich in deren Arme zu werfen. »Sagt mir, was ich thun soll! Vor allen Dingen laßt mich mehr, als bis jetzt geschehen, daheim

bleiben, so lange wir hier in Upsala noch verweilen. Ich muß den Hof so wenig als möglich besuchen. Nur hier, unter dem Schutze eurer liebevollen Blicke, meine Aeltern, nur unter eurer weisen Führung kann ich mich sicher und getrost fühlen.«

»Ich glaube selbst, es wird am besten sein, wenn Agnes sich etwas seltener bei Hofe zeigt,« bemerkte Frau Malin, indem sie ihren Gemal mit fragendem Blicke ansah.

»Ja,« antwortete er, »so weit es geschehen kann. Sie braucht uns, wenn wir ins Schloß hinaufgerufen werden, nicht allemal zu begleiten. Prinzessin Anna's Gesellschaft und Beispiel ist, unter uns gesagt, für ein junges Mädchen von keinem großen Nutzen.«

Nachdem Graf Clas Bjelke dies gesagt, küßte er Agnes auf die Stirn, drückte seiner Gattin die Hand und verließ das Zimmer.

»Agnes, mein gutes Mädchen,« flüsterte Frau Malin, als sie mit ihrer Tochter allein war, »Du bist jetzt sehr erschüttert, ich hoffe aber, daß dieses Gespräch Dir eine heilsame Lection gewesen sein wird, und ebenso, daß es niemals wiederholt zu werden brauchen wird. Noch habe ich Dir jedoch einige Worte zu sagen, und obschon mein Mutterherz blutet, Dich betrüben zu müssen, so muß ich doch noch einmal wiederholen: Sei vorsichtig! Glaubst Du wohl, daß die Liebe, welche Du zu Gustav Stalkrona hegst, in deinem Herzen verborgen bleibe? daß sie nicht aus deinen Augen leuchte? daß deine bald erröthenden, bald erbleichenden Wangen nicht sehr oft die Verräther deiner Gefühle seien? Glaubst Du, daß Niemand am Hofe dies bemerke

und Dich verlache oder bemitleide? Meine Tochter aber, die stolze Agnes, darf nicht ein Gegenstand der Klätscherei oder des Mitleids sein. Fürchtest Du überdies nicht, daß deine Schwäche von dem Gegenstande derselben und auch von Axelina bemerkt werde? Sollten auch diese beiden von einander selbst und ihrem Liebesglück viel zu sehr in Anspruch genommen sein, um auf das zu achten, was um sie her vorgeht, glaubst Du nicht, daß es dann andere Augen gibt, welche wachen? Wo ist dein weiblicher Stolz, Kind, welcher Dich schon längst eine verschmähte Liebe hätte ersticken lehren sollen? Wo ist dein Rechtsgefühl, welches Dir verbieten sollte, den Verlobten einer Andern zu lieben? Und was Unvorsichtigkeit betrifft, so beschwöre ich Dich, meine Agnes, niemals ein derartiges Wort über deine Lippen kommen zu lassen, sondern eher dein eigenes Herz zu erforschen, denn es begegnet zuweilen wohl auch dem besten Mädchen, daß sie eine Unvorsichtigkeit begeht, die ihm dann theuer zu stehen kommt.«

»Du spielst auf die Krankenwärterin an, Mutter,« sagte Agnes, indem sie ihr jetzt von brennender Röthe bedecktes Antlitz an der Brust der Mutter barg.

»Ich wollte,« antwortete Frau Malin, »eigentlich nicht wieder etwas aufnehmen, was schon längst verziehen ist und folglich vergessen sein sollte; dennoch aber kann ich nicht unterlassen, Dich daran zu erinnern, wie nothwendig es ist, den Verstand nicht mit dem Herzen davonlaufen zu lassen. Dein Beweggrund war gut und deine Absicht rein. Dieses weiß Niemand besser als ich, deine Mutter, welche Dich so genau kennt, ja besser als Du Dich selbst kennst. Dennoch aber war dein Thun unpassend und würde, wenn es

bekannt würde, scharf getadelt, ja sogar mißdeutet werden. Zum Glück hoffe ich, daß Niemand etwas davon erfahren werde, denn die alte treue dumme Beate, die aus blinder Liebe zu Dir sich zur Theilnahme an einer solchen Thorheit verleiten ließ, wird deine und ihre eigene Schwäche nicht so leicht verrathen. Ich wollte Dir blos sagen, daß ein solches oder ähnliches Unternehmen, wenn es bekannt würde, in der Hand oder vielmehr in dem Munde eines heimtückischen, schadenfrohen Menschen eine Mordwaffe für deinen guten Namen und Ruf und folglich für dein ganzes Lebensglück werden würde. Glaube mir, mein gutes Kind, mag die Liebe auch noch so warm und rein, noch so stark und edel sein, ja sogar noch so heiß erwiedert werden, so macht sie doch nicht das Vornehmste im Leben aus.«

Ganz anders als Agnes benahm sich Carl Stalkrona nach jenem unvermutheten Zusammentreffen mit ihr. So lange er des Glückes ihrer Nähe theilhaftig war, hatte er mit beinahe übermenschlicher Anstrengung seine Gefühle im Zaum gehalten, damit sie sich nicht in Worten oder Geberden Luft machten. Als er aber Abschied von ihr nahm, da brach der Damm des Zwanges und er überließ sich willenlos dem soeben erfahrenen Eindruck.

Blitzschnell eilte er die Treppe hinauf, welche nach der von seinen Aeltern gemietheten kleinen Etage führte, und hätte beinahe seine Mutter über den Haufen gerannt, welcher er auf dem Vorsaale begegnete, als er eben in sein eigenes Zimmer hineineilen wollte.

Seine Augen flammten, seine Wangen glühten, seine Lippen waren fest zusammengekniffen.

War sein Aussehen das eines Verklärten oder das

eines Wahnsinnigen? Wir möchten sagen, es sei ein wenig von beiden gewesen.

Die Mutter erschrak über sein Aussehen und fragte:

»Mein Gott, Knabe, was fehlt Dir?«

»Was mir fehlt!« wiederholte der junge Mann. »Mir fehlt nichts. Ich habe genug — übergenug.«

Nach dieser, wie es schien, in völliger Geistesabwesenheit gegebenen Antwort näherte er sich der Thür seines Zimmers, aber seine Mutter stellte sich ihm in den Weg.

Obschon durch sein seltsames Aussehen sehr erschreckt, ja beunruhigt, wollte Frau Johanna sich dies nicht merken lassen, sondern nahm, so viel sie vermochte, einen ruhigen Ton und eine ruhige Miene an, während sie abermals fragte:

»Was ist Dir, bester Carl?«

»Nichts, nichts,« antwortete er und wollte sich an ihr vorbeidrängen.

»Nein, nein!« rief die Mutter, indem sie ihn am Arme faßte, um ihn festzuhalten; »es ist etwas geschehen, irgend ein Unglück —«

»O nein! o nein! Das sage ich tausendmal. Im Gegentheile habe ich mich nie glücklicher gefühlt, als eben jetzt.«

Und er machte einen schwachen Versuch, das Thürschloß zu fassen.

Die Mutter hinderte ihn auch jetzt wieder daran und rief:

»Aber so sprich doch! Erzähle!«

»Ich habe nichts zu sprechen, ich habe nichts zu erzählen! Ich bitte Dich, geliebte Mutter, laß' mich in mein Zimmer gehen und allein sein.«

Mit einem etwas kräftigeren Ruck machte er sich los und sprang in sein Zimmer hinein, worauf er die Thür von innen verriegelte.

Das Erste, was er dann that, war, daß er seinen Hut auf einen Stuhl und sich selbst auf's Bett warf, auf welchem er sich seiner ganzen Länge nach ausstreckte.

»Gerechter Himmel!« sagte er nun bei sich selbst, »ich habe sie also wieder gesehen! Ich bin ihr ganz nahe gewesen, ich habe sie begleitet, ich habe sie gesprochen, ich habe ihre kleine, feine Hand in der meinen gehalten und mich in dem Blicke ihrer himmlischen Augen gesonnt, und ich sterbe nicht, ich vergehe nicht vor Wonne. Aber war diese Wonne denn wirklich so groß, daß man durchaus daran sterben und vergehen müßte?

»O, daß sie mir nur einen einzigen von jenen tausend zärtlichen Blicken schenkte, welche sie verstohlen meinem undankbaren Bruder widmet! Verstohlen, ja, so glaubt das arme Mädchen, und gleichwohl wissen so Viele davon zu sprechen. Seltsames Schicksal! Während sie hier bei mir einen unerschöpflichen Brunnen der Zuneigung und Treue finden würde, verschwendet sie die edlen Schätze ihrer Seele an den, der sie betrogen, der durch Eid und Versprechen einer Andern gehört. Und für mich hat sie nicht einmal einen Gedanken, für mich, der ich für ein einziges Lächeln von ihren Lippen durch's Feuer ginge! Doch einmal muß dies doch anders werden; einmal wird sie das Thörichte dieser unerwiederten Neigung einsehen lernen, und dann, dann? — Nun, was dann? Wenn diese Umwandlung ihres Herzens früher oder später wirklich erfolgte, was hätte ich selbst dann zu hoffen? Unsere Familien ge-

hören zwei verschiedenen Parteien der politischen Welt an, und dies trennt uns für immer vielleicht weit mehr, als unsere eigenen Herzen es thun könnten. Niemals wird ihr Vater sich zu der Partei des Herzogs gesellen und niemals gibt er seine Tochter einem der treuesten Diener Carls. — Wenn ich nun aber mein politisches Glaubensbekenntniß wechselte? Wenn ich zu dem Grafen Clas ginge und sagte: »Gebt mir eure Tochter. Ich entsage von diesem Augenblicke an meiner jugendlichen Schwärmerei für den Herzog und widme mich mit Herz und Seele der Sache der andern, oder richtiger gesagt der dritten Partei. Ihr waret mir gewogen, als ich noch ein kleiner Knabe war — nun will ich eure Denkweise theilen und mit jedem Tage Euer würdiger werden« — möglich, daß der alte Mann dann die Hand seiner Tochter in die meinige legte und sagte: »Nimm sie, werde mein Sohn. Nur die verschiedenen Ansichten, in Bezug auf die beste Art und Weise das Wohl des Reiches zu fördern, hatten uns bis jetzt geschieden.« Vielleicht sagt er dies — und sollte ich — doch nein, hinweg von mir, Versucher, der sich mir in der verführerischen Gestalt eines Weibes nahet! Ich sollte — ich — o, wie kann dieser Gedanke sich in Worte kleiden? — Niemals und selbst nicht um das höchstmögliche Glück des Erdenlebens zu gewinnen, werde ich mich zur Anwendung eines Mittels erniedrigen, über welches ich sehr bald vor mir selbst erröthen müßte. Niemals wird Carl Stalkrona ein Eidbrüchiger, ein politischer Ueberläufer werden. Mit einer Abweichung von dem Pfad der Pflicht und der Ehre wage ich nicht den Eintritt in's Paradies zu erkaufen, selbst wenn

die Pforten desselben mir offen stünden und ein Engel mit Agnes' Zügen mich hineinwinkte.«

Sechstes Capitel.

Der König und das Kind.

»Endlich, mein gutes Kind, genieße ich die Herzensfreude, Dich wieder bei mir im Hause zu haben, wenn auch nur auf einige Tage,« sagte Frau Johanna zu Jungfrau Axelina Lejonhufvud, welche neben ihr auf der Ruhebank saß.

Und mit ihrer weichen Hand liebkoste sie mütterlich das junge Mädchen, welches wie ein müdes Kind sich an sie schmiegte.

»Ich danke, Mutter!« flüsterte Axelina, indem sie die Hand der edlen Dame ergriff und dieselbe küßte.

»Du bist heute sehr verstimmt, wie es scheint, meine Axelina; wie kommt das?«

»Ach, das bin ich ja jetzt sehr oft! Je mehr ich meine Stellung und die mich umgebenden Verhältnisse betrachte, desto mehr komme ich mir vor wie ein armer junger Vogel, dessen Mutter dem Pfeil des Jägers zum Opfer gefallen, und welcher daher in einem fremden Neste Schutz und Pflege suchen muß.«

Indem Axelina dies sagte, neigte sie ihr schönes Haupt immer tiefer, und Frau Johanna fühlte dabei eine Thräne auf ihre Hand fallen, welche Axelina wieder an ihre Lippen drückte.

Die freundliche Beschützerin umschlang die Pflegebefohlene mit ihrem Arm und sagte:

»Dir sollen keine Stürme nahen, so lange Du, wie jetzt, auf allen Seiten geschützt bist. Nicht alle verwaisten jungen Vögel sind so glücklich. Am besten wäre es jedoch, wenn Du ein wenig mehr in der Stille bei uns, deinen künftigen Schwiegerältern, bliebest.«

»Ach ja, wenn ich das könnte! Und so muß es wohl auch künftig werden. Die Zeit der Unruhe und des Sturmes dauert nun schon von dem Augenblick an, wo der König und die Königin an's Land stiegen.«

»Ja, so ist es, mein liebes Kind, und ich habe gegründete Ursache, eine noch längere Zeit des Sturmes und der Unruhe für unser armes Vaterland zu fürchten. Nach dem, was mein Gemal behauptet, sind die Verhandlungen oben im Reichssaale nicht von der Art, daß sie zu Ruhe und Frieden führen könnten.«

»Ja, aber Sigismund läßt sich ja endlich krönen.«

»Er läßt sich krönen? Etwas Besseres verlangt er wohl nicht.«

»Ich meine: Er hat jetzt alle die Zugeständnisse gemacht, die man von ihm verlangt, ehe er sich die Krone auf's Haupt setzt.«

»Er hat sie gemacht, ja, aber blos um des Scheines willen, das glaube mir. Er ist die geforderten Verbindlichkeiten eingegangen und hat die von ihm verlangten Versprechungen gegeben, aber blos um sie bei der ersten Gelegenheit zu brechen. O, wir werden noch viel Unruhe im Innern des Landes erleben!«

»Aber warum? Sigismund kann ja seine Versprechungen

ebenso gut halten als brechen. Und ist es wohl recht, ihm schon in Gedanken eine Menge Unrecht aufzubürden und zu behaupten, daß er es begehen werde, während er noch gar keinen Anlaß gegeben, ihn der Niedrigkeit und der Grausamkeit zu beschuldigen?«

»Glaubst Du? Doch ich vergesse, daß wir Frauen über andere Dinge zu sprechen haben, als über Staatsangelegenheiten. Diese müssen wir den Männern und die Zukunft der Vorsehung anheimgeben. Du bist also zufrieden damit, hier bei uns bis nach der Krönung zu weilen?«

»Ja, Sigismunds Hof ist gleichzeitig so geräuschvoll und so langweilig! Der König selbst ist sehr düster und mißgelaunt, und man darf sich bei den vielen ärgerlichen Dingen, womit er zu kämpfen hat, darüber nicht wundern. Die junge Königin ist tief betrübt und die Prinzessin ist launenhaft und veränderlich wie ein Apriltag — bald gibt es Regen, bald nachtschwarze Wolken, bald den hellsten Sonnenschein. Das arme Fräulein Anna!«

»Und bei all' der Verstimmung, von der Du sprichst, finden doch auf dem Schlosse jeden Abend Vergnügungen statt.«

»Vergnügungen eigentlich wohl nicht, denn ich habe dort nie auch nur ein einziges Gesicht geschaut, welches munter und vergnügt ausgesehen hätte. Es ist blos ein Getöse — ein Wirrwarr — ein Jagen nach Vergnügen, wobei sich Alle betheiligen, ein nachgeäfftes Bild der Freude, während die wirkliche Freude flieht, oder, richtiger gesagt, sich in diesen hohlen, leeren, uns Allen so fremden Sälen niemals niederläßt.«

»Aber Du, Du hattest doch deinen Gustav und konntest Dich da droben nicht anders als wohl befinden.«

»Wohl! Ach ja, in diesem Falle war ich glücklicher als viele Andere, denn ich hatte ja Herzensfreunde, mit welchen ich oft einige, wenn auch nicht Worte, doch Blicke wechseln konnte. Und mein geliebter Vater! So oft der König zugegen war, fehlten auch Gustav und mein Vater nicht, denn es ist wunderbar, wie Sigismunds Anhänglichkeit an diese Beiden mit jedem Tage sich steigert. Es ist als ob er keinen Augenblick ohne sie sein könnte.«

»Um so schlimmer, mein bestes Kind — ich meine, was Gustav betrifft — denn dieser geht auf diese Weise für sein Vaterland und seine Familie mit jedem Tage mehr verloren.«

»Sprich nicht so, geliebte Mutter meines Gustav! Niemals kann sein Herz für das Land erkalten, welches ihn geboren werden gesehen, eben so wenig als gegen Die, welche ihm das Leben gegeben, obschon er auch in Zukunft in dem fernen Lande weilen will. Seine Erinnerung wird nie dem untreu werden, was jedem Menschen das Theuerste und Heiligste sein muß.«

»Das sagst Du, Axelina?«

»Ja, denn ich gedenke ja seine Gattin zu werden. Wir werden ja in dem an Naturschönheiten so reichen Lande Polen wohnen. Der König hat versprochen, unsere Hochzeit vor der Abreise hier zu feiern und wir ziehen dann als Neuvermälte mit dem Hofe dort hin in unsere neue, unsere bleibende Heimat.«

»Und darüber freuest Du Dich, Axelina?«

»Allerdings, edle Frau. Ich wäre eine Heuchlerin,

wenn ich mit Nein antwortete, denn troß der Trennung von meinen lieben Pflegeältern, meinem geliebten Onkel und einigen anderen Personen, an welche mein Herz durch die zärtlichen Bande der Zuneigung, Dankbarkeit und Freundschaft gefesselt wird, muß das Glück, Gustav als seine Gattin begleiten zu können, überwiegend sein. Das Weib muß ja dem Manne folgen, und mit Gustav wäre ich bereit, eine Wüste zu bewohnen, wie viel eher das schöne Polen.«

»Das schöne, aber unglückliche Polen, solltest Du sagen; ein Land, welches mit jedem Schritt seinem Untergang entgegengeht. Ach, Axelina, würdest Du nicht lieber in Schweden bleiben wollen?«

»Allerdings; der König würde aber niemals erlauben, daß Gustav ihn verließe und hier bliebe.«

»Der König, der König und immer der König. Und der König will auch eure Hochzeit ausrichten, sagtest Du?«

»Allerdings hat er sich in Gnaden dazu erboten.«

»Ja, ja, damit die Aeltern des Sohnes diesem Feste nicht beiwohnen können, das ist sehr hart!«

»Wer sollte Euch aber hindern?«

»Wer? Wie Du doch so fragen kannst! Glaubst Du, daß Arvid Stalkrona —«

»Ich weiß, was Ihr sagen wollt — verzeiht, daß ich Euch in die Rede falle. Inzwischen hoffe und glaube ich, daß alle Gemüther sehr bald sich versöhnen werden und daß dieser unglückselige Parteihaß, welcher gegenwärtig so viele trennt, bald nur noch in der Erinnerung lebe.«

»Hoffnung und Glaube sind das herrlichste Vorrecht

der Jugend; wir dagegen, die wir Erfahrung besitzen — doch genug hiervon bis auf Weiteres. Man hat also wohl bei Hofe viel mit der bevorstehenden Krönung zu thun?«

»Ja, ich hörte so viel von Kostümen und Zierathen, daß mir davon ganz wirr im Kopfe ward. Die junge schöne Königin kümmert sich inzwischen nicht um dergleichen Dinge, sondern läßt Andere für ihre Ausstaffirung zu dem bevorstehenden Feste sorgen. Die prachtliebende Anna Wasa dagegen ist nicht so gleichgiltig. Diese ist in Bezug auf die Wahl von Stoffen und Farben, Juwelen, Perlen, Stickereien und dergleichen weit genauer, als wenn es sich um das Wohl oder Wehe des Volkes handelte. Auch wird sie, was Geschmack und Kostbarkeit der äußern Erscheinung betrifft, alle andern Damen überstrahlen.«

»Das glaube ich gerne. Sie erinnert in dieser Beziehung, wie in so vielen andern, an ihre Base Cäcilie, obschon sie nicht die blendende Schönheit dieser geerbt hat. Ach, Kind! ich sah Cäcilie Wasa als Braut, und niemals habe ich seitdem etwas gesehen, was in Bezug auf Schönheit und Anmuth mit ihr zu vergleichen wäre. Ich war damals noch ein Kind, die Erinnerung an jenen strahlenden Anblick aber wird mich durch das ganze Leben wie die Erinnerung an einen außerordentlich prachtvollen Stern begleiten, auf welchen man einmal den bewundernden Blick geheftet, den man dann aber vergebens am Himmel wieder sucht.«

»Arme Cäcilie!« seufzte Axelina. »Sollte es wahr sein —«

Sie schwieg, denn in diesem Augenblick knarrte die

Thür und die beiden Damen wendeten ihre Blicke neugierig nach dieser Richtung.

Im nächsten Augenblick trat Gustav Stalkrona ein.

Sein erster Blick begegnete dem Axelina's, der andere haftete mit zärtlichem kindlichen Ausdruck auf der Mutter, deren Hand er ehrerbietig an seine Lippen führte.

»Willkommen, mein Sohn,« sagte Frau Johanna in sanftem, aber ernstem Tone. »Es geschieht höchst selten, daß Du uns durch deinen Anblick erfreust. Jetzt jedoch ist Axelina zu Hause und da —«

»Geliebte Mutter,« fiel Gustav ihr ins Wort, »zu Dir würde ich jeden Augenblick des Tages wandern, wäre der Weg auch noch so weit. Sage mir aber auf's Gewissen, ob es stets Liebe, Zärtlichkeit und Wohlwollen ist, was mir entgegenkommt, wenn ich die Schwelle der Heimat überschreite.«

»Ich glaube, mein lieber Gustav, daß dies so sein könnte, wenn Du es selbst wolltest. Hast Du deinen Vater getroffen?«

»Ja, so eben, in der Hausflur, leider aber mit derselben strengen Miene wie gewöhnlich, mit demselben verschlossenen Wesen, derselben Kälte und Unzugänglichkeit. Während meiner Krankheit hegte ich die beste Hoffnung, daß das Vaterherz sich dem so unschuldig verstoßenen Sohn wieder öffnen würde; jetzt aber steht es wieder auf demselben Punkt.«

»Das thut mir allerdings sehr leid, Gustav, aber ich will Dir einen Rath geben. Nähere Dich deinem Bruder mit Liebe und Freundlichkeit, und Du wirst dann auch zugleich die Zärtlichkeit deines Vaters wiederfinden. Warum

willst Du den zurückstoßen, den die Natur Dir zu deinem liebsten Vertrauten, deinem theuersten Freund bestimmt hat? Warum zeigst Du Dich so kalt gegen Carl, der Dir doch so zugethan ist und nichts inniger wünscht als deine Freundschaft?«

»Zugethan? Freundschaft? Bruder?« stammelte Gustav, während Stirn und Wangen sich mit der Röthe des Zorns bedeckten. Dann wendete er sich zu Axelina und sagte:

»Du versprachst, so bald ich Zeit hätte, einen Spaziergang mit mir zu machen, Axelina. Der König sitzt jetzt im Reichsrathe und braucht mich einige Stunden nicht. Bist Du bereit?«

»In wenigen Minuten werde ich es sein,« rief die Jungfrau und eilte, um aus dem Schranke ihren Pelz und ihre Mütze, beide von dem schwersten Seidensammt und mit Zobel verbrämt, zu holen.

In diesem Augenblicke kam der kleine Evert hereingesprungen.

»Gehst Du aus, Lina?« rief er. »Ach, laß mich mitgehen!«

Axelina sah ihren Verlobten fragend an, Frau Johanna aber sagte:

»Der arme Kleine ist seit mehreren Tagen nicht an die freie Luft gekommen. Ihr thut ein gutes Werk, meine Freunde, wenn Ihr ihn mitnehmt.«

Gustav sah ein wenig mürrisch aus; Axelina aber, welche stets bedacht war, der guten Frau Johanna den Willen zu thun, begann sofort Evert ebenfalls seinen Pelz umzuhängen und so gingen sie alle Drei fort.

»Ich will den König sehen!« rief der Kleine laut, als man an den Fuß der Treppe kam.

»Da wirst Du wohl ein wenig warten müssen,« sagte Gustav. »Der König ist jetzt anderwärts beschäftigt.«

»Jetzt phantasirt Evert fortwährend vom König,« sagte Axelina. »Früher sprach er nur vom Herzog; seit dem unglücklichen Vorfalle im vergangenen Herbst aber, wo er, wenn man seinem kindischen Geschwätz glauben darf, beinahe entführt worden wäre, hat er niemals wieder den Herzog Carl spielen wollen. Auch ist es jetzt nicht gerathen, ihm einen Hammer als Spielzeug zu geben, denn er wirft ihn sofort mit Abscheu von sich und fängt an zu weinen, wenn er ein solches Geräth auch nur sieht.«

»Kinder haben allerhand Possen im Kopfe,« antwortete Gustav kalt, während er sogleich darauf mit dem Ausdruck der innigsten Zärtlichkeit fragte: »Willst Du Dich nicht auf meinen Arm stützen, Geliebte?«

»Ja, auf den linken,« antwortete Axelina.

»Nein, nein, auf den rechten — durchaus auf den rechten!« rief Gustav. »Immer hänge Dich mit deiner ganzen Stärke daran, wie an die künftige Stütze deines ganzen Lebens. Er ist, dem Himmel sei Dank, nun wieder hinreichend stark, um Dich zu führen und, wenn es gilt, zu beschützen, obschon man eine Zeitlang fürchtete, daß er für immer gelähmt bleiben würde.«

»O, welch' ein Glück!« rief Axelina mit strahlenden Augen, während sie den dargebotenen Arm ergriff, sich dicht an Gustav anschloß und zu ihm mit einem Blick aufsah, wie ihn nur ein warmliebendes Weib zu dem emporsenden kann, der ihr auf Erden das Theuerste ist.

Es war ein schöner Wintervormittag und ganz zu einem Spaziergang geeignet. Der gefrorene, mit Schnee bedeckte Erdboden war so eben und glatt, der Himmel so klar und tiefblau, die Luft so frisch und rein und auf die mit Schnee belasteten Zweige der Bäume streute die Wintersonne ihre Millionen funkelnder Diamanten. Es war mit einem Wort einer jener herrlichen Wintertage, wovon die Bewohner des Südens sich keinen Begriff machen können, die wir Bewohner des Nordens aber lieben, weil sie das Gemüth erfrischen und Leben und Gesundheit in jede Ader strömen lassen.

Der Jahrmarkt war beendet und obschon das Gewimmel auf den Gassen in Folge der immer noch anwesenden schaulustigen Menge, welche die Krönung mit ansehen wollte, noch sehr groß war, so war doch der größere Theil der eigentlichen Jahrmarktbesucher wieder abgereist.

Wohin unsere Liebenden auch kamen, so erweckten sie die Aufmerksamkeit der Begegnenden und zogen viele neugierige Blicke auf sich.

Beide waren so jung, so schön, so stattlich und sahen für den Augenblick so glücklich aus, daß Viele stehen blieben und ihnen nachschauten.

Und nicht am wenigsten schön war der Knabe, welcher an Gustavs Hand mehr tanzte als ging und mit seinen rosigen Wangen, seinen üppigen blonden Locken und seiner ganzen kleinen niedlichen Person ein treffendes Bild der Gesundheit und Zufriedenheit war und in seiner naiven Weise laute Bemerkungen über Alles machte, was er sah, mochte man nun auf ihn hören oder nicht.

Die Aufmerksamkeit, welche man ihm schenkte, be-

schränkte sich gleichwohl fast nur darauf, daß man ihn nicht Pferden n den Weg gerathen oder auf andere Weise zu Schaden kommen ließ.

Die Verlobten hatten so viel mit einander zu sprechen. Der lange Weg des Lebens lag vor ihnen, der gemeinschaftliche Weg der Ehe, beleuchtet von dem Sonnenschein der Liebe und Hoffnung.

Sie bauten Luftschlösser, besonders geschah dies von Axelina, und Gustav hörte ihr lange aufmerksam und schweigend zu. Er schwelgte in dem Klange der anmuthigen Stimme, in den schönen Worten, in dem Glück, die Geliebte neben sich zu haben, sie zu sehen und zu hören, ohne Zeugen, ohne durch die neugierigen Blicke Anderer belästigt zu werden, denn sie hatten jetzt das Volksgewimmel hinter sich und lenkten ihre Schritte die damals noch gar nicht bebaute und folglich wenig besuchte Schloßstraße entlang.

Endlich jedoch begann Gustav sich im Stillen zu fragen, wo seine schöne Predigerin mit ihrer Moral hinaus wollte, und als er in seinen Gedanken ein Wort mit dem andern zusammenreimte, fühlte er sich von der Bedeutung derselben gleichsam betroffen.

Er ward nun stutzig und bat Axelina rund und rein heraus zu sagen, was sie eigentlich meinte.

„Ich meine," antwortete sie, „wenn wir nicht so viel als in unsern Kräften steht, unsere Pflichten zu erfüllen suchen, wenn wir ein Herz, welches wir erfreuen sollten, absichtlich zermalmen, wenn wir stets mit dem Gift des Hasses und des Argwohnes zur Hand sind, während wir doch den Balsam der Liebe und der Nachsicht spenden sollten, wenn wir mit einem Wort gegen unsere Mitmenschen,

besonders gegen die, welche selbst die Natur uns gebietet zu lieben, hart und unversöhnlich sind, wie sollten wir da Frieden mit uns selbst und mit unserem Gewissen haben, diesem unermüdlichen Erforscher unserer Handlungen? Und,« setzte sie hinzu, »ist der Frieden des Gewissens gestört, dann ist es auch aus mit unserm Frieden in Gott, und vergebens streben wir dann nach einem Glück, welches wir außer Stand sind zu genießen.«

»Axelina,« entgegnete Gustav mit ernster Miene und in einem Ton, welcher tiefe Gemüthsbewegung, ja sogar einen nicht geringen Anflug von Mißvergnügen verrieth, »ich hörte Dich anfangs mit Bewunderung und Entzücken und glaubte, so müsse der sprechen, welcher die in der Nacht des Wahnglaubens umherirrenden Heiden zum Christenthum bekehren wolle. Da ich aber kein Heide bin, so begann ich die Worte von einem andern Gesichtspunkt aus zu betrachten und es dauerte nicht lange, so merkte ich, wo Du hinauswolltest, obschon ich mich stellte, als verstünde ich es nicht. Du spielst auf das Verhältniß zwischen mir und Carl an.«

»Wohlan,« antwortete Axelina, »dann hast Du mich also verstanden. Du weißt, daß ich jenen sonderbaren grundlosen Bruderhaß meine, der in deinem Herzen brennt, ohne daß er durch den geringsten Umstand angefacht würde, ja obschon man alles Mögliche gethan, um ihn mit der Wurzel auszurotten, was um so unbegreiflicher ist, als Carls Herz keinen derartigen Groll gegen Dich hegt. Er ist der im Nachtheil Stehende, er ist es von seiner Kindheit an gewesen und wünscht doch, trotz alles Unrechts, welches er von Dir erlitten, nichts Höheres, als in

Dir einen Freund zu haben, Dich nicht blos seinen Bruder zu nennen, sondern dies auch in der umfassendsten und schönsten Bedeutung des Wortes sein zu können.«

Axelina heftete, indem sie dies sagte, ihren Blick auf den an ihrer Seite einherschreitenden jungen Mann, und aus ihren großen Augen strahlte hierbei eine himmlische Wärme, welche ein Marmorbild durchströmen und es weich, warm und fügsam machen zu können schien.

Sie ward jedoch von dem Ausdruck betroffen gemacht, den das Antlitz ihres Geliebten in diesem Augenblick zeigte, denn sie wenigstens hatte einen solchen an ihm noch nie wahrgenommen.

Seine Stirne war gerunzelt, die Augenbrauen hatten sich tief herabgesenkt, die Augen schossen Blitze und die Oberlippe zitterte.

»Axelina,« sagte er und es klang, als ob es ihm Anstrengung kostete, ruhig, klar und deutlich zu sprechen, »Axelina, ich liebe Dich grenzenlos; wenn Du Dich aber noch einmal zum Organ der geträumten Versöhnung zwischen mir und meinem Bruder machst, so fürchte ich, daß ich an die unglaubliche Möglichkeit, Dich nicht mehr zu lieben, glauben muß.«

Axelina erschrak, heiße Thränen traten ihr in die Augen und ein unerklärliches, bis jetzt noch nie empfundenes krampfhaftes Gefühl schnürte ihr für diesen Augenblick das Herz zusammen.

Bald jedoch erholte sie sich wieder und sagte:

»Also dies ist deine Ansicht, Gustav? Von unglaublichen Möglichkeiten habe ich bis jetzt noch gar keinen Begriff gehabt, aber nun höre ich von Dir, daß

dergleichen wirklich vorhanden sein können. Höre nun auch Du, was ich zu sagen habe. Obschon ich niemals irgend einem Weibe außer mir den Besitz deines Herzens gestatten würde, so bin ich doch nicht egoistisch genug, um es ganz allein besitzen zu wollen, sondern ich bin bereit, es freiwillig mit Allen zu theilen, welche zu lieben Dir Pflicht und Natur gebieten. In Gemeinschaft mit verwerflichen Gefühlen aber kann meine reine Liebe nicht gedeihen, und gibt es in deiner Brust einen Winkel, den Du absichtlich und für das ganze Leben einem unversöhnlichen Haß eingeräumt hast, dann fürchte ich die unglaubliche Möglichkeit, daß auch meine Liebe fliehen könne, fliehen wie ein erschrecktes Kind.«

Es war dies der erste Zwist, wenn man es so nennen will, welchen die Verlobten mit einander hatten. Es war das erste Mal, daß sie sich in vollem Ernst erklärten, sie seien von verschiedenen Ansichten beseelt.

Sie wußten also nun, daß auch Mißtöne sich in die ewig reine, ewig ungestörte Harmonie eindrängen konnten, von welcher sie beiderseitig geträumt.

Sie hatten während dieses Gesprächs das Ende der Schloßstraße erreicht und standen eben im Begriff, rechts um die Ecke zu biegen, als sie plötzlich Hufschläge hinter sich vernahmen.

Sie blieben stehen und sahen zwei Herren zu Pferde, welchen in einiger Entfernung mehrere Diener in königlicher Livrée folgten.

Binnen einer Minute waren die Reitenden ganz nahe herangekommen, und Gustav und Axelina erkannten in dem

einen den König Sigismund, in dem andern den Grafen Axel Lejonhufvud.

Artig wie es damals einem Ritter einer schönen Dame von altadeliger Geburt gegenüber zu sein geziemte, begrüßte der junge König Jungfrau Axelina und sagte ihr einige Schmeicheleien über die schöne Farbe ihrer Wangen, welche durch die erfrischende, wenn auch nicht starke Kälte des schönen Wintertages und die Bewegung in der freien Luft noch mehr gehoben ward.

Man bemerkte aber sehr wohl, daß der König zerstreut war und daß er sich mit den schönen Redensarten, zu welchen er sich der schönen jungen Dame gegenüber verpflichtet erachtete, förmlich beeilte, um seine Aufmerksamkeit desto schneller einem andern Gegenstand zuzuwenden, auf welchen seine Blicke gleich von Anfang an gefallen waren.

Dieser Gegenstand war der kleine Evert.

»Ah,« sagte er, »das ist derselbe kleine Knabe, den ich schon mehrmals in Herrn Arvid Stalkrona's Haus zu Stockholm am Fenster gesehen. Tritt näher, Kind, damit ich Dich ordentlich ansehen kann. Du fürchtest Dich doch nicht vor dem Pferde?«

»Nein, gar nicht und vor Dir auch nicht,« antwortete der Knabe.

Axelina, welche sich beeilt hatte, dem Kleinen die Mütze vom Kopfe zu nehmen, sagte nun zu ihm:

»Verneige Dich, Evert, verneige Dich tief vor Seiner Majestät.«

»Vor Seiner Majestät!« wiederholte der Knabe, indem

er mit verwundertem Blick bald den König, bald Axelina ansah. »Seine Majestät nennt man ja den König.«

»Du hast ganz Recht, mein Sohn,« sagte der König lachend; »ich bin der König.«

»Du bist der König?«

»Allerdings.«

»O, das ist nicht möglich!«

»Und warum sollte es nicht möglich sein?«

»Weil Du so gut und freundlich aussiehst, während man bei uns zu Hause doch sagt, Du seiest bös und garstig.«

Sigismund wechselte bei dieser unschuldigen Aeußerung die Farbe. Er heftete einen durchbohrenden Blick erst auf Gustav Stalkrona, der denselben aushielt, dann auf Axelina, deren ganzes Gesicht von dem Erröthen der Verlegenheit erglühte.

»So?« hob der König mit bitterem Ausdruck und in scharfem Tone wieder an; »also deine guten Freunde sagen, ich sei bös und garstig?«

»Gustav nicht und Lina auch nicht,« antwortete der freimüthige Kleine; »alle Anderen aber behaupten, Du meintest es mit den Schweden nicht gut.«

»Die alte Leier,« murmelte Sigismund halb laut.

»Geruhet ihm zu verzeihen, Herr!« bat Gustav Stalkrona. »Der kleine Naseweis plappert, was er nicht versteht.«

»Ich weiß es wohl,« antwortete Sigismund; »und wer würde wohl einem Kinde zürnen, selbst wenn es noch so unhöfliche Aeußerungen thäte. Kinder sind nur das Echo

dessen, was sie von älteren Personen hören. Wie alt ist der kleine Bursche?«

»Er steht im siebenten Jahre, Majestät.«

»Im siebenten Jahre!« wiederholte der König, wie in Gedanken versunken und ließ seinen Blick mit einem seltsamen Ausdruck von Interesse und Wohlbehagen auf dem Kleinen weilen, welcher seinerseits ihn mit seinen großen hellblauen Augen unverwandt betrachtete.

»Willst Du mir deine Hand geben?« fragte Sigismund, indem er sich vom Sattel herabbog und Evert die Hand bot.

»Ja, das will ich,« antwortete dieser, indem er freimüthig seine weiche Kinderhand mit den tiefen rosigen Grübchen in die dargebotene Hand des Königs legte.

»Gott segne Dich, Du kleines unverdorbenes Menschenkind!' seufzte der König, indem er sanft die kleine Hand drückte, worauf er seinen Ritt weiter fortsetzen zu wollen schien, denn er setzte sich im Sattel wieder gerade, streckte die Steigbügelriemen und griff mit der rechten Hand an das mit Juwelen geschmückte Sammetbarett mit dem wallenden Federbusch, wie um Abschied von Gustav und Axelina zu nehmen, welche letztere hastig vortrat, um den Kleinen von den Pferden hinwegzuziehen.

In diesem Augenblick aber begann der Knabe bitterlich zu weinen.

Der König, der dies sah, fragte heftig:

»Was fehlt dem Kleinen?«

»Ich weiß es nicht, Majestät,« antwortete Axelina.

Der König aber, welcher offenbar glaubte, er habe

den Knaben zu hart angefaßt oder ihm auf andere Weise wehe gethan, betrachtete Axelina mit finsterem Blick und fragte nochmals:

»Warum weint der Knabe? Ich will es wissen.«

»So antworte doch selbst, Evert! Warum weinst Du?« sagte Axelina, indem sie sich zu dem Kleinen herab-neigte.

»Ja,« antwortete dieser, der stets die personificirte Aufrichtigkeit war, »ich weine, weil der König schon wieder fortreiten will. Ich habe so sehr gewünscht ihn zu sehen, und nun sehe ich ihn vielleicht nie wieder.«

König Sigismund lächelte bei dieser Aeußerung. Sein ganzes Gesicht ward wie verklärt und sein von so vielen Stürmen erschütterteș Herz, die stündliche Beute so vieler gewaltigen Leidenschaften und widerstreitenden Gefühle, ward durch den Anblick und die Worte dieses engelgleichen Knaben erwärmt, für welchen er im Geheimen schon längst ein ganz besonders Interesse gefaßt und in Bezug auf welchen diese und jene Vermuthung in ihm aufgetaucht war, worüber er sich Licht und Gewißheit zu verschaffen wünschte. In freundlich gütigem Tone sagte er deshalb jetzt:

»Was meint er? Er hat gewünscht, den König zu sehen?«

»Ja, Majestät,« antwortete Axelina, »es gab eine Zeit, wo er fortwährend vom Herzog sprach, jetzt aber kann man ihn eben so unaufhörlich vom König sprechen hören.«

»Komm noch einmal her, Knabe, und reich mir noch

einmal die Hand,« sagte Sigismund, indem er sich wieder vom Sattel herabbog.

Der Knabe trat langsam vor, trocknete sich mit der umgewendeten linken Hand die Thränen und reichte treuherzig die Rechte dem König.

»Höre, Evert,« sagte dieser, »nicht wahr, so heißest Du? — Hast Du vielleicht Lust mitzureiten — hier vor mir auf dem Sattelknopf?«

Evert stieß einen Freudenruf aus, klatschte in die Hände und hüpfte vor Freuden. Es war einer jener merkwürdig schnellen Uebergänge von Betrübniß zu Frohlocken, wie nur das Gemüth eines Kindes deren fähig ist.

»Darf ich?« fragte er mit freudestrahlendem Gesicht.

»Ja, Du sollst, wenn Du artig bist.«

»Und darf ich auch den Zügel mit halten?«

»Ja, das sollst Du. Ich werde ganz langsam mit Dir reiten.«

»Ja, darf ich denn wirklich?« fragte der Kleine wieder, weil er jetzt an seinem großen überschwänglichen Glück zweifelte.

»Ja,« antwortete der König, »dafern Jungfrau Arelina nichts dagegen hat.«

Arelina senkte den Blick zur Erde, verneigte sich tief und antwortete, obschon kaum hörbar:

»Eure Majestät hat zu befehlen.«

Indem sie dies sagte, pochte ihr Herz jedoch fast hörbar, denn sie wußte nicht, was aus der Sache werden würde. Wie, wenn nun Sigismund in Folge einer königlichen Laune den Knaben gar nicht wieder hergab, sondern

für immer bei sich behielt? Was würde dann Herr Arvid, der eingefleischte Feind des Königs, sagen, Herr Arvid, dessen größte Freude und größtes Vergnügen der liebenswürdige Knabe war? Ja, wie sollte sie auch nur wagen, sich vor ihm zu zeigen, wenn sie Evert, seinen Augapfel, nicht wieder mitbrachte?

Es war jedoch keine lange Zeit zum Besinnen, denn der König sagte:

»Hebt den Knaben zu mir herauf, Gustav Stalkrona. Ich will blos im Schritt reiten und Du kannst dicht nebenher gehen, um zur Hand zu sein, wenn der Knabe vielleicht des Reitens bald überdrüssig wird. Wir nehmen den Weg nach dem Schloß hinauf. Ich hoffe, Jungfrau Axelina wird die Güte haben, uns Gesellschaft zu leisten und eine Unterhaltung mit ihrem Vater dürfte sie für die Mühe entschädigen, welche sie sich nimmt, den steilen Hügel zu ersteigen.«

Graf Axel sprang sofort vom Pferde, schlang die Zügel desselben um seinen rechten Arm, welcher der linken Seite des Königs am nächsten war, und bot den linken seiner Tochter, indem er jedoch zugleich mit einer tiefen Verbeugung fragte:

»Erlaubt Eure Majestät?«

»Ja wohl, ja wohl,« antwortete der König mit freundlichem Nicken, denn Evert schlang gerade in diesem Augenblick seine kleinen Arme um den Hals des Königs, und neigte sich so vertrauensvoll zu ihm, als ob er daran gewöhnt wäre, in seiner Umarmung zu sitzen.

Der König drückte mit Entzücken seinen bärtigen Mund auf die rosigen Lippen des Knaben und wendete sich

dann, so gut es sich thun ließ, zu Graf Axel, indem er in weichem Tone sagte:

»O, Axel, wenn ich einen Sohn hätte — einen Thronerben von diesem Alter, den ich so wie diesen Knaben auf dem Sattelknopf vor mir sitzen haben und dem Volke zeigen könnte!«

»Wir wollen das Beste hoffen, Majestät,« antwortete Graf Axel. »Die Zeit vergeht und in einigen Jahren kann Ew Majestät dieser Freude theilhaftig werden.«

»Es ist ein prächtiger Knabe dieser hier,« hub der König wieder an. »Ich will ihn meiner Gemalin zeigen. Sie liebt die Kinder ebenso wie ich, und ich glaube, sein Anblick wird ihr Vergnügen machen. Schade, daß sie nicht versteht, was er sagt.«

»Hast Du deine Königin da droben im rothen Hause?« fragte Evert, während sie langsam dahinritten.

»Ja, mein Kind, da ist sie.«

»Ist sie schön?« fragte der Knabe weiter.

»Ja, sehr schön,« antwortete der König lächelnd. »Hast Du schöne Damen gern?«

»Ja, Lina habe ich gern.«

Und der Knabe zeigte, indem er dies sagte, auf Jungfrau Lejonhufvud.

»So? Ist denn diese auch schön?«

»Nun, das siehst Du doch! Sie ist aber auch gut. Gleichwohl aber kann Niemand so schön und so gut sein, wie meine Mutter ist.«

»Deine Mutter!« rief der König stutzend. »Wer ist deine Mutter?«

»Das weiß ich nicht, Herr König.«

»Aber wo ist sie denn?«

»Das weiß ich nicht. Die Leute sagen, sie sei todt, sie sei droben bei Gott, aber dennoch kommt sie zuweilen zu mir.«

»Sie kommt zu Dir, obschon sie todt ist?«

»Ja wohl, aber nicht am Tage, nicht wenn ich wach bin, sondern des Nachts, wenn ich schlafe.«

Der König wendete sich nach der Seite, wo Axelina ging, und fragte:

»Pflegt er wirklich von seiner verstorbenen Mutter zu träumen?«

»Ja, Majestät,« antwortete Axelina, »er behauptet wenigstens zuweilen des Morgens, wenn er erwacht, im Traume seine Mutter gesehen zu haben, und dann ist er stets überaus heiter.«

Der König versank in tiefe Betrachtungen. Er war schon von seiner zarten Kindheit, ja, so zu sagen, schon von der Wiege an düster und schwermüthig gewesen. Jenes sprudelnde Leben, welches der Kindheit sonst eigen zu sein pflegt, war ihm fremd. Es war, als ob das Gefängniß, in welchem er das Licht der Welt erblickt, nachtheilig auf seine Gemüthsart eingewirkt hätte.

Die äußerst inconsequente Erziehung, die er von seinem Vater erhielt, trug auch das Ihrige bei, denn König Johann begegnete ihm bald mit der übertriebensten Zärtlichkeit und bewies ihm dann mehr als väterliche Nachsicht. Ein ander Mal hielt er ihn unter der strengsten Zucht und strafte ihn für einen Fehler, den er ihm sonst ungeahndet hingehen ließ, auf eine Weise, die fast grausam zu nennen war.

Was konnte wohl bei einer solchen Erziehung aus Sigismunds Gemüthsart werden? Es half nichts, daß die exemplarisch gute Mutter stets mild war und sich gleichblieb, besonders da ihre fast bis zur Schwärmerei getriebene Gottesfurcht das Gemüth des jungen Prinzen ebenfalls verdüstern half.

Als Jüngling war Sigismund allerdings leichtsinnig und schwach und eine Beute mannigfacher Verirrungen und Leidenschaften, eigentlich heiter aber war er nicht. Es lag dies einmal nicht in seiner Gemüthsart.

Was das Mannesalter betraf, so hatte er gleich beim Beginne desselben mit so vielen Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten zu kämpfen, daß ein weit kräftigerer und männlicherer Charakter als der Sigismunds dazugehört hätte, um sich nur einigermaßen hindurchzuschlagen, was er bekanntlich nicht that. Anstatt zu handeln, grübelte er, und anstatt die Fesseln der Anfechtung zu sprengen und abzuschütteln, verfiel er in schwermüthige Betrachtungen, die durch Aberglauben und Schwärmerei noch mehr genährt wurden.

Dies war auch jetzt der Fall, als er langsam den Schloßberg von Upsala hinaufritt, mit dem schönen Knaben vor sich, dem Kinde, in Bezug auf welches er sich immer mehr der Vermuthung zuneigte, daß es das Pfand seiner heimlichen Ehe mit der schönen Eva Horn sei, der zarten Frühlingsblume, die er selbst unwiederbringlich vernichtet.

Sein Wunsch, den Knaben einen Augenblick für sich selbst zu haben, um ungestört einige Nachforschungen anstellen zu können, welche zu mehr Licht und Gewißheit füh-

ren könnten, steigerte sich mit jedem Augenblick und bewog ihn endlich, den Gang des Pferdes zu beschleunigen.

»Lina darf nicht fort von mir!« rief nun der Knabe, als ob ihm doch ein wenig angst würde.

»Nein, nein, sie geht nicht fort,« entgegnete der König in beruhigendem Tone. »Ich hoffe,« setzte er gegen Axelina gewendet hinzu, »daß Jungfrau Lejonhufvud die Güte haben wird, in Gesellschaft meiner Schwester Fräulein Anna und ihres Vaters, des Grafen Axel, einige Augenblicke auf dem Schlosse zu verweilen.«

»Ich werde, so lange Ew. Majestät befiehlt, in den untern Gemächern warten, bis ich den mir anvertrauten Schatz wieder nach Hause führen kann,« antwortete Axelina. »Was dagegen Fräulein Anna's hohe Gesellschaft betrifft, so erlaubt mir meine dermalige Kleidung nicht, mich vor ihr zu zeigen.«

»Thut wie Ihr wollt, edle Jungfrau,« entgegnete der König. »Ich wünsche blos, daß Euch die Zeit des Wartens nicht lang werden möge. Um dem vorzubeugen, lasse ich Euch übrigens auch euren Verlobten hier zur Gesellschaft.«

Es dauerte nicht lange, so war man oben auf dem Schloß, wo König Sigismund selbst den kleinen Evert die Treppe hinauf und in das Zimmer der Königin trug, welche höchlich erstaunt und erfreut war.

Ein solcher ungewöhnlicher Gast war eine Abwechslung in dem Alltagsleben, und sie plauderte mit ihm in mehreren Sprachen — polnisch, deutsch, französisch und lateinisch, nur nicht in der einzigen, die er verstand, denn die liebenswürdige Anna konnte kein Wort Schwedisch.

Endlich nahm sie ihn auf's Knie und zog von ihrem

bildschönen Arm ein Juwelenarmband, welches zweimal ihren Arm oberhalb des Ellbogens umschloß.

Sie band es dem Knaben um den Hals und bat ihn, es zum Andenken an sie zu behalten.

»Ich bin ja aber kein Mädchen,« rief Evert, mit dem ungewöhnlichen Schmucke nicht sonderlich zufrieden. »Nur Frauenzimmer tragen dergleichen Zierathen und ich bin ein Mann.«

Der König forderte ihn nun auf Schwedisch auf, er solle sich freundlich und heiter gegen die Königin zeigen, die gegen ihn ja so gut sei, und versicherte, was das Halsband betraf, daß dasselbe ein kostbares Geschenk sei, welches er zum Andenken an die Königin von Polen und Schweden behalten solle, aber keineswegs ein Schmuck zum Tragen, denn er sei ja ein Knabe.

Der Kleine zeigte sich nun sofort wieder heiter und fröhlich und sprang im Zimmer umher und erfreute Alle durch seine Lebhaftigkeit und Schönheit.

»Möge es kosten, was es wolle, so muß ich Licht in dieser Finsterniß haben,« sagte der König bei sich selbst. »Wenn ich den Knaben für mich allein habe, so wäre es vielleicht möglich, daß —«

Er näherte sich dem kleinen blonden Lockenkopf, reichte ihm die Hand und führte ihn unter dem Vorwand, ihm einige Bilder zu zeigen, in ein Nebenzimmer, in welchem er zuweilen zu arbeiten pflegte.

Hier nahm der König aus einem Eckschrank einen Silberteller mit in Zucker eingekochten Früchten, künstlichem Backwerk und anderen Delicatessen, setzte ihn auf einen Tisch

und ertheilte dem Knaben Erlaubniß, davon so viel zu schmausen, als ihm beliebte.

Er selbst setzte sich auf dieselbe Bank, auf welche er so eben den Knaben gehoben.

»Höre einmal,« sagte er dann, »was ist denn aus der Nonne geworden, welche Du mit dem Hammer schlugst?«

»Aus der Nonne,« wiederholte der Knabe, der nicht recht wußte, was das Wort Nonne bedeutete.

»Nun ja, aus der alten Frau, welche —«

»Welche ich todtschlug?« fiel Evert ein. »Ach, davon wollen wir doch lieber nicht sprechen, Herr König.«

»Nicht? Aber warum denn nicht?«

»Ach, es that mir damals so leid, daß ich sie todtgeschlagen hatte. Später aber, als sie wieder zum Leben kam, war ich sehr froh darüber.«

»Ah, sie lebt also noch?«

»Ja, sie lebt noch, denn in unserem Hause in Stockholm gibt es Viele, welche sie später gesehen haben. Unsere Knechte aber sagen, wenn sie sich noch einmal in der Nähe unseres Hauses erwischen ließe, so solle es ihr noch schlimmer ergehen.«

»Aber warum schlugst Du sie denn?«

»Weil sie mich zur Thür hinausgelockt und mir versprochen hatte, mir die Aepfel und Birnen zu geben, die sie in ihrem Korb hatte. Statt dessen wollte sie mich entführen, aber ich vertheidigte mich.«

»Und später that es Dir leid?«

»Ja, es that mir sehr leid, denn die alte Frau war so voll Blut und so bleich! Später aber sagte man mir, ich solle deswegen nicht weinen, denn es wäre gar keine

richtige Frau, sondern eine Hexe, die mich habe fortschleppen wollen, um mir dann etwas Böses zuzufügen.«

»Wer sagte denn das?«

»Das sagten Viele, ganz besonders aber Barbro.«

»Wer ist Barbro?«

»Das ist die Köchin bei Herrn Arvid und Frau Johanna.«

»So, so; wenn es aber auch eine Hexe gewesen wäre, so hättest Du sie doch nicht mit dem Hammer auf den Kopf schlagen sollen.«

»Ich mußte mich doch vertheidigen! Von ihr war es doch auch nicht recht, daß sie mich fortschleppen wollte! — Anfangs bereute ich es, aber später dachte ich, es habe weiter nichts zu sagen, denn sie hätte mich ja nur in Ruhe zu lassen gebraucht. Und nun, Herr König, wollen wir von etwas Lustigerem sprechen, denn das da ist etwas sehr Langweiliges.«

Der König lachte über die Schlauheit des Knaben, der von einem Thema loszukommen suchte, welches ihm peinlich und unbehaglich war. Endlich sagte er:

»Nun gut, da wir nicht weiter von der alten Frau sprechen sollen, welche Dich entführen wollte, so erzähle mir etwas von deiner Mutter. Kommt sie Dir jung vor?«

»Ja wohl, ganz jung, viel jünger als Lina oder die Königin.«

»Und auch schön?«

»Ja, schöner als die Engel Gottes.«

»Hast Du jemals einen Engel Gottes gesehen?«

»Nein, aber man sagt, dieselben seien sehr schön.«

»Bleibt das Gesicht deiner Mutter sich stets gleich, so oft Du sie auch im Traume siehst?«

»Ja, es bleibt sich stets gleich.«

»Dann würdest Du sie also wiedererkennen, wenn Du sie sähest — ich meine, auch wenn Du wach bist.«

»Ja, aber dann sehe ich sie ja niemals. Meine Mutter ist bei Gott.«

»Und dein Vater?«

»Mein Vater? Ich habe keinen Vater.«

»Aber Du mußt doch einen gehabt haben.«

»Nein, ich habe nie einen gehabt, denn dann müßte ich ihn doch auch einmal im Traume gesehen haben. Dies ist aber nie der Fall gewesen.«

Sigismund seufzte und streichelte das Lockenhaar des schönen Knaben. Dann stand er auf und lenkte seine Schritte nach einer Art Schrein oder Schatulle von kunstreicher Arbeit auf einem hohen Gestell mit gedrehten Füßen. Mit einem Schlüssel, den er unter den Kleidern an einer feinen goldenen Kette um den Hals trug, öffnete er das Schloß und nahm aus demselben etwas, womit er zu dem Knaben zurückkehrte.

Es war ein Miniaturbildniß auf Elfenbein gemalt, eine kostbare Reliquie aus schnell entschwundenen glücklichen Tagen, ein Kunstgegenstand, in dessen Besitz sich damals nur höchst wenig hohe Personen in Europa befanden.

»Sage mir,« sagte er, »sieht dies Bild hier deiner Mutter ähnlich?«

Der Kleine betrachtete das Gemälde aufmerksam, ward dann feuerroth und rief:

»Da ist sie ja! Das ist meine Mutter, so wie sie

aussieht, wenn sie im Traume zu mir kommt und mich küßt. Gib mir es!«

Mit diesen Worten sprang der Knabe von der Bank herab, streckte die Arme nach dem Porträt aus und weinte und schrie, wie eigensinnige Kinder zu thun pflegen, wenn sie nicht sogleich bekommen, was sie wünschen.

»Sei artig, Evert,« sagte der König in gleichzeitig ernstem und zärtlichem Ton. »O mein Gott,« flüsterte er dann bei sich selbst, »es steht also außer Zweifel!«

Er küßte den weinenden Knaben, drückte ihn an sich und weinte bei der Erinnerung an *sie*, welche ihm so theuer gewesen.

Plötzlich fiel entweder durch des Königs eigene oder des Knaben Schuld das Bildniß auf den Marmorfußboden herunter und die dünne Elfenbeinplatte splitterte mitten entzwei.

Der König stieß beinahe einen Ruf der Bestürzung und des Schmerzes aus, während er den Kleinen unsanft von sich stieß und in strengem Tone sagte:

»Was hast Du gethan?«

Der Knabe erschrak darüber so, daß er in einen der entferntesten Winkel des Zimmers rannte, um sich zu verstecken, als plötzlich ein Büchsenschuß knallte und das ganze Zimmer von Rauch erfüllt ward.

Siebentes Capitel.

Die Krönung.

Einer vollständigen und vollkommenen Schilderung des furchtbaren Wirrwarrs, welchen der am Schlusse des vorigen Capitels erwähnte Büchsenschuß hervorrief, dürfte die Feder kaum irgend eines Roman- oder Geschichtschreibers gewachsen sein. Es genüge daher, wenn wir in größter Kürze erwähnen, daß die Königin, welche sich einige Zimmer davon entfernt befand, mit einem durchbohrenden Schrei von der Bank, auf der sie saß, herabsank.

Zum Glück ward sie noch von einer herbeieilenden Hofjungfrau und einem jungen Pagen aufgefangen, welche sie stützten, so daß sie sich nicht durch Aufschlagen auf dem harten Marmorfußboden verletzte; ferner, daß das ganze Schloß in Bewegung kam, so daß Gustav und Axelina, welche sich nebst vielen andern Personen in einem größern Empfangszimmer des Erdgeschosses befanden, sofort, als sie den Knall hörten, bestürzt herzueilten, um zu sehen, was es gäbe, die nach der Wohnung des Königs führende Treppe aber schon mit Menschen vollgepfropft fanden, die ihnen den Weg versperrten.

Axelina schwebte in tödtlicher Angst. Nicht als ob sie einen einzigen Augenblick für Everts Leben gefürchtet hätte, oder daß er nicht in guten Händen sei, da sie ihn ja in denen des Königs gelassen. Dennoch aber wünschte sie innig, daß sie mit dem Knaben schon zu Hause wäre, und es erwachte in ihr eine seltsame, unheilvolle Ahnung, von

deren Entstehungsgrund sie sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, obschon sie dadurch unaussprechlich gequält ward.

»Beruhige Dich,« sagte Gustav Stalkrona, welchem sie in aller Eile mittheilte, was in ihr vorging. »Ich werde Dich in das Zimmer zurückführen, welches wir soeben verlassen, und Dir in einigen Minuten sichere Nachricht bringen, sowohl über diesen seltsamen Schuß als über unsern kleinen Schützling. Ich kenne hier die Wege und werde mittelst der kleineren Treppen und der schmäleren Gänge in die Wohnung des Königs hinaufgelangen.«

Die bleiche Axelina nickte Zustimmung und ließ sich willig in das erwähnte Zimmer zurückführen, wo ihr jetzt blos ein paar alte Trabanten Gesellschaft leisteten. Als Gustav, der wieder freundlich und zärtlich geworden wie früher, rasch ihre Hand an seine Lippen drückte und forteilen wollte, flüsterte sie:

»Wenn es möglich ist, so bringe den Knaben mit.«

»Ich werde es versuchen,« antwortete er und eilte aus dem Zimmer hinaus.

Inzwischen waren zu der Thür des Zimmers, von welchem aus man den Schuß gehört, eine Menge todtenbleiche Menschen hingestürzt. Der Rauch verzog sich zu der offen gebliebenen Thür hinaus und man konnte allmälig die Gegenstände unterscheiden.

Der König stand gerade und aufrecht da, mit dem Ellbogen sich auf den Sims des Kamins stützend und in seinen Händen die beiden Hälften des zersprungenen Porträts haltend. Sein schönes, wohlgebildetes, fast stets bleiches Antlitz war jetzt bleicher als je, und seine Augen

stierten starr vor sich hin, als ob er vom Blitze getroffen wäre.

Man bedenke, daß dies wenige Secunden nach der war, wo man den Knall gehört, denn sonst wäre es unerklärlich gewesen, daß man Sigismund noch unbeweglich an einer und derselben Stelle finden konnte.

In einer entfernten Ecke, derselben, in welche Evert erschrocken über den Zorn des Königs wegen des zerbrochenen Gemäldes sich geflüchtet, fand man jetzt den armen Knaben unbeweglich, dem Anscheine nach todt, über eine Kugelbüchse ausgestreckt liegen.

Der König hatte am Tage vorher, als er aus dem Walde kam, in welchem er mit einigen Herren umhergestreift, seine beste Jagdbüchse, die er sehr werth hielt, in das Zimmer, in welchem er sich gewöhnlich aufzuhalten pflegte, gestellt, ohne vorher den Schuß abfeuern zu lassen, welche Vorsichtsmaßregel er überhaupt niemals zu beobachten pflegte.

Der Kammerdiener und alle Anderen, die im Zimmer zu thun hatten, waren, wie er wußte, daran gewöhnt, daß er geladene Schießgewehre um sich herum stehen oder hängen hatte, und rührten diese Waffen niemals an.

Jetzt war ihm nicht im entferntesten eingefallen, daß der Knabe, den er, während er mit ihm plauderte, auf dem Knie sitzen hatte, zu der Büchse gelangen würde, die an einer so weit entfernten Stelle des Zimmers stand.

Man hob den Kleinen auf und glaubte, er sei todt. Dies war jedoch zum Glück nicht der Fall, denn der Knabe hatte, als er sich in den Winkel hineingedrängt, die Büchse umgeworfen, deren Schuß mit einem furchtbaren Knall

längs dem mit schwarzem und weißem Marmor eingelegten Fußboden in einen künstlich von Wallnuß- und Cedernholz gefertigten kostbaren Schrank fuhr, und der auf diese Weise jämmerlich zersplittert ward.

Daß der König nicht verletzt worden, war eine Schickung der Vorsehung, denn wie leicht hätte der Schuß ihn in die Füße treffen können! Die wohlwollenden Geister, welche der Himmel nicht selten in seiner Gnade aussendet, damit sie bald diese bald jene drohende Gefahr von den Sterblichen ablenken, hatten die Kugel nicht gegen König Sigismund, sondern in einer Elle Entfernung an ihm vorbeigeführt.

Die an Verzweiflung grenzende Unruhe, welche der König verrieth, während er glaubte, der Knabe sei todt, war so in die Augen fallend, daß die herbeiströmenden Leute, welche natürlich nicht wissen konnten, wie die Sache zusammenhing, auf die Vermuthung kamen, daß es der König selbst sei, welcher aus Versehen den Schuß abgefeuert.

Man hatte jedoch nicht lange Zeit zu Vermuthungen, denn erst mußte man sich ja überzeugen, daß die Majestät selbst vollkommen außer aller Gefahr sei, was zu Aller Freude auch wirklich der Fall war; wenigstens stellte sich ein Jeder, als ob er sich pflichtschuldigst darüber freuete.

Der Knabe hatte sich beim Niederstürzen theils an dem steinernen Fußboden, theils an der Büchse ein wenig die linke Seite des Gesichts beschunden, schien aber übrigens nicht den geringsten Schaden genommen zu haben.

Der König rief nach Feldscher und Apotheker, aber wie erschrak er, als man ihm sagte, daß diese beiden bei

Krankheitsfällen so wichtigen Personen in diesem Augenblick eifrigst mit der Königin beschäftigt seien, welche ebenfalls vor Schreck über den Knall ohnmächtig geworden war.

Sigismund prallte bei dieser Mittheilung drei Schritte zurück und ward wo möglich noch bleicher als vorher. Er übergab den dem Anscheine nach noch leblosen Knaben der Obhut der Umstehenden und eilte zur Königin, welche er jedoch zu seinem großen Troste schon ziemlich wiederhergestellt und, wie es schien, außer aller Gefahr fand. Während der König seiner Gemalin, die natürlich äußerst begierig war, den richtigen Zusammenhang zu erfahren, wahrheitsgemäß erzählte, daß der fremde Knabe die Kugelbüchse umgeworfen und diesen ganzen Aufruhr verursacht hatte, paßte Gustav Stalkrona die Gelegenheit ab und trug den ohnmächtigen Kleinen hinunter zu Axelina, welche, nicht wenig erschrocken, daß gerade er es war, der bei diesem Auftritt die Hauptrolle gespielt, den Vater- und Mutterlosen sofort in ihre Obhut nahm.

In ihren Armen und unter ihren zärtlichen Liebkosungen erwachte er wieder zur Besinnung, hatte aber anfangs von dem, was geschehen, nur ein dunkles Bewußtsein. Dabei beantwortete er alle Fragen nur unklar und stammelnd, so daß man mit Grund zu fürchten begann, der Schrecken habe eine nachtheilige Wirkung auf seinen Verstand geäußert.

»Hier ist keine Zeit zu verlieren,« flüsterte Axelina ihrem Verlobten zu. »Wenn wir warten, bis der König wiederkommt, so befiehlt er vielleicht, daß der Knabe hier bleibe, um von Meister Gernand in Behandlung genommen zu werden. Wir müssen ihn aber sofort nach Hause

bringen, wenn ich wagen soll, deinem Vater unter die Augen zu treten, der über das lange Ausbleiben seines kleinen Günstlings wahrscheinlich schon sehr unruhig ist.«

»Du hast Recht; wir müssen uns beeilen,« sagte Gustav Stalkrona und rief schnell einen Hoflakai, welcher gegen ein Trinkgeld gern erbötig war, den Kleinen in die Stadt hinunter zu tragen.

Man eilte, was man eilen konnte, und König Sigismund kam in das Zimmer, wo er den Knaben verlassen, gerade zur rechten Zeit zurück, um es vollständig leer zu finden, und als er ans Fenster trat, die beiden Verlobten schon am Fuße des Schloßberges zu sehen, wie sie mit schnellen Schritten davoneilten, während der Diener mit dem Knaben in seinen Armen ihnen dicht auf dem Fuße folgte.

»Ha!« rief er bei diesem Anblick und schlug die Hände so hart zusammen, daß es ihn mehrere Secunden lang schmerzte, »so ist er mir also doch entschlüpft, gerade da ich fest beschlossen hatte, ihn bei mir zu behalten. Hatte ich nicht vollen Grund dazu? War ich nicht moralisch dazu berechtigt? Denn bei Gott, er ist der Sohn Eva's, meiner geliebten, heimgegangenen Gemalin, und folglich auch der meinige. Wie hat man mich überlistet! Ahnte man etwas? — Nein, unmöglich! — Wie konnte man ahnen, daß ich das Kind zu behalten beabsichtigte? Und doch that ich dies — meine Absicht war nicht, den Knaben wieder in die Gewalt meiner erbittertsten Feinde zurückzugeben. Ich wollte seine Krankheit vorschützen — den Zustand von Schwäche, worin er sich befand, die Pflege, deren er bedurfte, die Unmöglichkeit, ihn jetzt von hier fortzuschaffen — und dann —

ja dann — Wie soll ich nun Nachricht von seinem Befinden erlangen? Wie liegt mir doch das Schicksal dieses Kindes am Herzen! Seltsam! Schon bei dem ersten Blick sagte mir eine innere Stimme, daß er mir weit mehr sei als ein fremdes Kind, — verwünscht, daß ich mich entfernen mußte! Nun muß ich warten, bis ich gekrönt bin, dann aber, dann soll keine menschliche Macht mich hindern, den Knaben unter meinen Schutz zu nehmen. Er muß für unsern Glauben, den rechten, den alleinseligmachenden gerettet werden. Möge es kosten, was es wolle, so muß er nach Polen gebracht und dort unter meinen Augen erzogen werden. Er soll mit der Zeit ein vornehmer, ein großer Mann werden. So mancher Königssohn von linker Hand ist es geworden und dieser hier ist mein ehelicher Sohn. Ich beabsichtige dies einmal zu beweisen, denn nun, nachdem ich so viel Licht in der Sache erhalten, hoffe ich mit Grund auch alle übrigen Beweise schaffen zu können. Ja, meine theure, meine ewig betrauerte Eva, unter meinen Augen soll unser Sohn aufwachsen und es soll mir eine Freude sein, in seinem Antlitz deine mir so theuren, unvergeßlichen Züge zu entdecken.«

Die frische Luft, in Verbindung mit der leichten Bewegung, in welcher er auf den Armen eines eiligst Laufenden in angenehmer Weise fortgeschafft ward, wirkte auf den kleinen erschrockenen und betäubten Knaben zur Wiederherstellung des Gleichgewichts der Sinne weit mehr als Meister Gernand's Lanzette und Meister Alrik's Tränke gethan haben würden.

Schon ehe man die gemiethete Herberge erreichte, welche er gegenwärtig seine Heimat nannte, begann er zu plaudern, sagte, er sehne sich nach Herrn Arvid,

Frau Johanna und Carl und behauptete, er sei nun wieder ganz wach.

Gustav aber, welcher fürchtete, daß der Knabe etwas äußern würde, was besser ungesagt bliebe, flüsterte Axelina einige Worte zu und befahl dann dem Kleinen in ernstem Tone, sich vollkommen schweigsam zu verhalten, weil er, Evert, noch zu schwach sei, um zu sprechen, und weil, wenn er es thäte, der böse Traum leicht wiederkehren und es dann geschehen könnte, daß er daraus gar nicht wieder erwache.

»Ist das wahr, Axelina?« fragte der Knabe mißtrauisch, denn da er seine Antipathie gegen Gustav niemals recht überwinden konnte, so verließ er sich auch nicht sehr auf das, was dieser sagte.

»Ja, ja, lieber Evert,« beeilte sich Axelina zu antworten. »Du mußt jetzt artig sein und Dich ruhig verhalten, sonst kann die Sache sehr gefährlich werden.«

»Wenn Du es sagst, Lina, so thue ich es, denn Du bist gut,« entgegnete der Knabe und sprach dann während der noch übrigen Minuten bis zu ihrer Heimkunft auch wirklich kein Wort weiter.

Nachdem Gustav den Mann, welcher den Kleinen bis jetzt getragen, vor der Thür verabschiedet, trug er Evert selbst die Treppe hinauf und in das Zimmer, wo er ihn nicht eher losließ, als bis er ihn auf Frau Johanna's Schoß niedersetzen konnte.

Nun aber löste sich bei dem Knaben das Band der Zunge mit einem Male und sein Wortschwall nahm kein Ende; die Pflegeältern eben so wie Carl, welche sämmtlich sich über Axelina's und des Knaben langes Ausbleiben ge-

wundert, denn die gewöhnliche Stunde der Mittagsmalzeit war längst vorbei, drängten sich alle Drei höchst neugierig um den kleinen Erzähler, welchem es inzwischen große Mühe zu kosten schien, seine kleinen Gedanken zu ordnen, ehe er sich recht verständlich machen konnte, denn es klang gleichzeitig sonderbar und entsetzlich, ihn vom König und dem Bildniß, der Kugelbüchse und dem Knall erzählen zu hören, so wie daß er gestorben zu sein geträumt habe, dann aber wieder aufgewacht und lebendig geworden sei.

»Aber was für ein Mischmasch ist denn das und wie hängt es zusammen?« fragte Herr Arvid, indem er sich sehr ungeduldig zu seinem ältesten Sohn und dessen Auserwählter wendete. »Sprich, Axelina, sprich, Gustav, und zwar schnell, aber deutlich, damit ich den Zusammenhang erfahre.«

Die jungen Leute erzählten nun, was sie wußten — und dies war nicht wenig — wie sie dem König begegnet, wie er den Knaben zu sich auf's Pferd genommen, so wie Alles, was er mit ihm gesprochen, und Alles, was wir bereits wissen, mit Ausnahme dessen, was zwischen dem König und dem Knaben unter vier Augen vorgegangen war und worüber sie mehr vermutheten, als direct wußten.

Anfangs war es jedoch für sie keine leichte Aufgabe, einen ordentlichen Bericht zu erstatten, denn der Knabe übertäubte sie fortwährend durch seine gellende Stimme und wollte entweder berichtigende Bemerkungen oder Zusätze machen.

Herr Arvid aber verstand, wie sehr er auch den Knaben liebte, doch diesem Unfug Grenzen zu ziehen, indem er eine barsche Miene annahm, mit dem Fuß auf den Boden

stampfte und Evert befahl zu schweigen, bis er gefragt würde.

Nun schwieg der Knabe, schmiegte sich aber dicht an Frau Johanna, denn die etwas ungewöhnliche Art und Weise seines Pflegevaters erschreckte und erschütterte ihn, wenn auch nicht in so hohem Grade wie der Auftritt bei dem König.

Nun nahte aber Carl, nahm den Knaben auf seine Arme und trug ihn, leise mit ihm flüsternd, im Zimmer auf und ab.

»Du darfst nicht weinen,« sagte er. »Es ist häßlich, so weichherzig zu sein, wenn man ein Mann ist. Nur feige Männer weinen.«

»Ich will aber ein tapferer Mann sein,« antwortete der Knabe, während er seine Thränen trocknete und sich Mühe gab, heiter auszusehen.

Endlich waren die Verlobten mit ihrer Erzählung fertig und die Reihe kam nun an Evert, der jetzt jedoch keine sonderliche Lust mehr zum Sprechen zu haben schien.

Herr Arvid mußte, um ihn wieder dazu zu bringen, sich wieder so freundlich als möglich zeigen. Er nahm ihn daher auf's Knie, ließ ihn mit der kostbaren Ritterkette spielen, die er um den Hals trug, und ermunterte ihn durch Schmeichelworte, nun einmal recht artig zu sein und Alles zu erzählen, was der König gesagt hätte.

Wie groß war nun das Erstaunen Aller und wie stieg es mit jedem Augenblick, als der kleine Evert erst von der Königin zu erzählen anfing, die so gut und schön sei — ja beinahe, aber doch nicht ganz so schön wie seine Mutter,

die ihn so oft im Traume besuchte. Er sagte hierbei, er habe auf dem Knie der holdseligen Königin gesessen und mit ihrem schönen Fächer gespielt.

»Und seht nur, was sie mir gegeben hat!« rief er, indem er ein langes Halstuch von orientalischem Wollenstoff abriß, welches Axelina in der Bestürzung und Eile des Augenblickes beim Weggange aus dem Schlosse ihm umgebunden, ohne den kostbaren Schmuck zu bemerken, den er am Halse trug.

»Das habe ich von der Königin bekommen,« sagte er, »und sie sagte, ich sollte es zum Andenken an sie behalten. Ich sagte aber, ich möchte es nicht, weil es besser für ein Mädchen paßte. Aber da ward der König böse. Auf jeden Fall schenke ich den ganzen Plunder nun Axelina.«

»Nein, das sollst Du nicht, mein kleiner Freund,« sagte diese, während sie das Juwelenarmband vom Halse des Knaben löste und genau betrachtete.

»Ein königliches Geschenk,« sagte Herr Arvid. »Es hat einen bedeutenden Werth, der dem Knaben wohl einmal zu Statten kommen dürfte. Es war dies sehr gnädig und gütig von der jungen Königin, denn der arme, namenlose Knaben braucht fürwahr Alles, was man ihm gibt.«

Und hierbei holte der alte Herr einen tiefen Seufzer.

»Ja, Du hast Recht,« sagte Frau Johanna. »Seine Kindheit können wir schützen und mit Allem umgeben, was gut ist; für seine Zukunft aber können wir leider nichts thun.«

»Eine gute Erziehung vermag dennoch viel,« be-

merkte Herr Arvid, »und wer weiß übrigens, was Gott thut.«

Der Knabe ward nun aufgefordert, weiter zu erzählen, und wer beschreibt das Erstaunen seiner Zuhörer bei den wunderlichen Dingen, die er auftischte, — wie der König ihm ein Bildniß gezeygt, welches gerade so ausgesehen wie seine Mutter; wie er dies dem König gesagt; wie der König dabei angefangen zu weinen, den Knaben an sein Herz gedrückt und gesagt hatte: »Ja, es kann nicht anders sein — es ist kein Zweifel — o meine geliebte Eva —«

Die drei Herren und die zwei Damen sahen hierbei einander mit erstaunten, fragenden Blicken an. War es wohl möglich? Das Alter stimmte allerdings — aber nein, es war ja unmöglich! Nein, nein, der König irrte sich. Eine zufällige Aehnlichkeit zwischen dem Porträt und dem Traumbild bethörte das Kind — das war der ganze Zusammenhang.

Inzwischen begann man die Aeußerung des Königs zu erwägen, daß er den Knaben mehrmals zu Stockholm an Herrn Arvid's Fenster gesehen.

Man betrachtete es nun als etwas Ausgemachtes, daß er schon lange danach gestrebt, den Knaben in seine Hände zu bekommen und zwar blos in Folge des Irrthums, in welchem er befangen, daß Evert sein und Eva Horn's Sohn sei.

Und als man den sonderbaren Vorfall in Stockholm mit der Nonne, welche den Knaben stehlen wollte, hiermit zusammenhielt, kam man zu dem bestimmten Schluß, daß Sigismund auch hierbei die Hand im Spiele gehabt habe

Also war er binnen wenigen Monaten zwei verschiedene Male nahe daran gewesen, sich seines vermeinten Sohns zu bemächtigen.

Zum dritten Male aber sollte es nicht geschehen, meinten die Pflegeältern. Man wollte die Wachsamkeit verdoppeln und mehr als jemals auf seiner Hut sein. Ein so liebenswürdiges und vielversprechendes Kind, meinte man, dürfe nicht in die Hände eines Königs fallen, der es mit seinem Lande nicht redlich meinte.

Gustav nahm aus leichtbegreiflichen Gründen an dem letztern Gespräch, wo man König Sigismund tadelte, keinen Antheil. Im Stillen aber zog er auch seine Schlüsse und kam ebenfalls zu der Ansicht, daß es keineswegs Sigismund, sondern ein ganz Anderer sei, dem Evert das Leben zu danken hätte.

Der König hatte in dem Gesicht des Kindes eine nicht unbedeutende Aehnlichkeit mit dem seiner so inniggeliebten Eva zu finden geglaubt, Gustav dagegen bildete sich, je länger er den Knaben betrachtete, ein, derselbe sehe seinem Bruder Carl ähnlich.

Nun fragte er sich, was endlich daraus werden solle. Sigismund war nicht der Mann, welcher, wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt, ohne harten Kampf darauf verzichtete, und Gustav Stalkrona glaubte daher, der König werde noch einen dritten Versuch machen, um den Knaben doch noch in seine Gewalt zu bekommen, denn auch er, Gustav, war überzeugt, daß die zwei bereits unternommenen Versuche von derselben Richtung ausgegangen seien.

Diesen Mittag blieb Gustav zu Hause und speiste mit der übrigen Familie.

Es war dies gleichsam ein Fest für Alle und ein hoher Grad von Einigkeit, ja sogar von Heiterkeit herrschte bei allen Mitgliedern der Familie.

Es dauerte jedoch nicht lange, so sah Gustav sich genöthigt, sich wieder auf das Schloß zu begeben, wo jetzt, da der König so aufgeregt und die Königin vielleicht schwer erkrankt war, sein Dienst ihn mehr als je in Anspruch nahm.

Wie es mit der Königin stand, wußte man zumal gar nicht, und Gustav war sehr unruhig in Bezug auf das, was er bei seiner Rückkunft in's Schloß möglicherweise erfahren würde.

— — — — — — — — — — —

Einige Tage darauf erfolgte die feierliche, so vielbesprochene Krönung, auf welche eine ganze Reihe Festlichkeiten folgten, wie sie bei einer solchen Gelegenheit gebräuchlich sind, obschon dies zu jener Zeit weit mehr der Fall war als jetzt, wo Krone und Purpur bei weitem nicht mehr den Glanz entwickeln, wie früher.

Da die Witterung gegen Ende des Monats — die Krönung fand am 19. Februar statt — ungewöhnlich mild ward, so daß sie ein öffentliches Vergnügen im Freien zu begünstigen versprach, so beschloß der König ein glänzendes Turnier zu veranstalten, dessen Andenken die Geschichte bewahrt hat, nicht deshalb, weil es übrigens bemerkenswerther gewesen wäre, als irgend ein anderes derartiges Ueberbleibsel von dem Glanz und den Sitten des Mittelalters, sondern blos deshalb, weil ein junges Mädchen sich dabei als Heldin zeigte.

Das ritterliche Spiel sollte in der Stadt selbst vor sich gehen, wo natürlich der große Markt zum Turnierplatz

ausersehen ward. Man klagte jedoch, daß dieser Platz immer noch zu beschränkt sei und man hatte Recht. Inzwischen gab es während der Winterszeit, wo noch der Schnee auf der Erde lag, einmal keinen bessern.

Alles war in gehöriger Ordnung, die Bahn abgesteckt und Tribünen für den Hof, die Kampfrichter und die Zuschauer erbaut, insoweit der enge Raum es gestattete. Mit großem Pomp und Staat kamen die beiden Höfe nebst den verwitweten Königinnen und den fremden hohen Gästen, die Damen gefahren, die Herren geritten, alle mit zahlreichem, glänzendem Gefolge. Edelsteine blinkten, Gold funkelte, Seide rauschte, Federbüsche wallten, Stickereien flimmerten, Seidensammet in allen Farben schmiegte sich weich bald um schlanke, bald um athletische Formen und die Menge kostbaren Pelzwerks, welches hier zu schauen war, konnte kaum nach seinem vollen Geldwerthe geschätzt werden.

Schöner als Alles dies aber war die Sonne dieses Wintertages, man konnte fast sagen Frühlingstages. Ihre hellen, vom völlig wolkenreinen Himmel herabfallenden Strahlen brachen sich auf einer Unzahl spiegelblanker Helme, Harnische und Speere, und steigerten den Eindruck des herrlichen Schauspiels.

Die Königin, welche zum Glück keine nachtheiligen Folgen von ihrem Schrecken bei Gelegenheit des oben erzählten Auftritts mit dem kleinen Evert und dem Büchsenschuß empfunden, war jetzt, ebenso wie sie bei der Krönung und allen darauffolgenden Festlichkeiten gewesen, vollkommen wieder gesund.

Sie hatte ihren Platz in der Mitte der Tribüne der

Hofdamen eingenommen. Rechts und links neben ihr saßen die beiden verwitweten Königinnen und neben diesen Herzog Carls Gemalin, sowie die Schwester des Königs und seine Base, die Herzogin Sophia.

Uebrigens war die Tribüne gefüllt mit dem Glänzendsten, was Schweden in Bezug auf Schönheit, Rang und Reichthum aufzuweisen hatte.

Nachdem die Wappenherolde der Sitte gemäß die festgestellte Kampfordnung verlesen und königlichen Burgfrieden ausgerufen, verkündeten einige gewaltige Trompetenstöße, daß Alles bereit sei, und das Turnier begann.

Länger als anderthalb Stunden hatte dasselbe zu Aller Zufriedenheit und in größter Ordnung seinen Fortgang. Die Königin Anna, welche selbst die Preise auszutheilen geruhte, hatte schon die Freude gehabt, manchen jungen und wackern schwedischen Ritter, der vor ihr Knie, Haupt und Schwert neigte, mit frischem duftendem Lorbeer zu schmücken.

Von den polnischen Herren war noch keiner unter den Kämpfenden aufgetreten und Mancher wunderte sich darüber. Man flüsterte unter einander und lachte, denn der Mangel an Muth und Uebung in Führung des Schwertes, woran ein großer Theil der Polen litt, war allgemein bekannt.

Das Turnier neigte sich seinem Ende zu und man glaubte kaum, daß noch Jemand sich zum Kampfe melden werde, als ein Pole in außerordentlich kostbarer Rüstung und mit geschlossenem Visir mitten in die Bahn hineinritt und in prahlerischer Weise, wie dies die gewöhnliche Art seiner Landsleute war, in gutem fließendem Latein jeden beliebigen schwedischen Ritter zum Kampfe herausforderte.

Da trat aus dem Haufen der schwedischen Rittersmänner ein Krieger hervor, so schlank und zart, daß er kaum das Knabenalter überschritten zu haben schien.

»Ich bin bereit!« rief er dumpf durch das geschlossene Helmgitter.

»Ich aber kämpfe nicht mit einem Kind,« antwortete der Pole zögernd.

»Ich bin älter, als Ihr glaubt,« antwortete der Schwede, »und bei Gott, Ihr sollt mir Rede stehen, wenn Ihr Euch weigert, eine Lanze mit mir zu brechen.«

»Nun wohlan denn, junger Mann, seht Euch vor!« sagte der Pole sich brüstend.

Sie ritten an die entgegengesetzten Enden der Bahn. Der Pole saß steif im Sattel und lehnte den Kopf zurück, wogegen der junge Schwede mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit und Anmuth sein Pferd einige wohlgelungene Langaden ausführen ließ.

Auf ein gegebenes Zeichen trafen die beiden Kämpfer wie zwei Wirbelwinde in der Mitte der Bahn zusammen und krach! da lag der Pole aus dem Sattel geworfen.

Der junge Schwede, welcher dagegen völlig unversehrt war, sprang vom Pferd und eilte den Helm des Gefallenen zu lösen, dessen Gesicht nun sichtbar ward.

Es war Poßmoschi!

Der Schwede nahm nun ebenfalls den Helm ab und eine Flut langer brauner Locken wallte über die blanke Rüstung herab.

»Jungfrau Agnes Bjelke!« erscholl es mit Bestürzung aus Aller Munde.

»Herr Poßmoschi,« sagte die Siegerin, indem sie dem

Besiegten, welcher noch dalag und sich aufzuraffen suchte, die Hand reichte, »ich will edelmüthiger sein als Ihr. Ihr wolltet mir damals, als ich überfallen ward und Euch um eure Hilfe bat, nicht beistehen; jetzt dagegen will ich Euch auf die Füße helfen.«

Achtes Capitel.

Mutter und Söhne.

Bei dem reichen, vornehmen, von seinen Freunden hochverehrten und selbst von seinen Gegnern geachteten Herrn Arvid Stalkrona, fand ein Gastgebot statt und zwar in Folge einer frohen Veranlassung, die wir sogleich näher angeben werden.

Es ging im ganzen Hause sehr lebendig zu, Diener und Dienerinnen eilten Trepp auf, Trepp ab und in Zimmern, Corridors und der Hausflur hin und her.

Als Alles in Ordnung war und Frau Johanna mit einem letzten Ueberblick sah, daß Alles gut und so war, daß die erwarteten Gäste damit zufrieden sein konnten, stand sie im Begriff, das Prachtzimmer, in welchem sie sich jetzt befand, zu verlassen, um in ihrem eigenen eine Treppe höher gelegenen Alltagszimmer sich in eine für die Wirthin eines solchen Hauses und bei einer solchen Gelegenheit angemessene Tracht zu werfen, als ihr unter der Thür ihr jüngster Sohn Carl begegnete, welcher ihr mit so freudestrahlendem Gesicht entgegenkam, daß sie beinahe dadurch betroffen gemacht ward.

Der junge Mann, welcher vorher längere Zeit in die tiefste Niedergeschlagenheit versenkt gewesen, war jetzt seit einigen Wochen in eine geradezu entgegengesetzte Laune verfallen, so daß Niemand, nicht einmal seine liebevolle Mutter, die Ursache weder der früheren Niedergeschlagenheit, noch der jetzigen Heiterkeit errathen konnte.

»Meine geliebte Mutter,« sagte er, indem er sie umarmte.

»Mein geliebter Sohn,« entgegnete Frau Johanna lächelnd, »Du scheinst mir so heiter und zufrieden zu sein, daß es einem ordentlich wohlthut, Dich zu sehen.«

»Und warum sollte ich es nicht sein, Mutter?« antwortete der junge Mann. »Heute ist ja ein Versöhnungsfest zwischen uns und den Bjelkes. Die alte Feindschaft, oder ich sollte vielmehr sagen die neue, den ursprünglich waren wir ja Freunde — die durch Parteikämpfe und Meinungsverschiedenheiten entstandene Unfreundlichkeit trennt uns nicht mehr, seitdem die Bjelke, Banér und mehrere Andere der mehr als tadelnswerthen Handlungsweise Sigismunds und seiner eigenthümlichen Art und Weise, sein königliches Wort zu halten, überdrüssig, sich endlich von ihm zurückgezogen haben und zum Herzog übergegangen sind.«

»Sie sind nicht zum Herzog übergegangen,« antwortete Frau Johanna ernst. »Du weißt ebensogut als ich, daß alle die Herren, welche wir heute bei uns erwarten, nebst vielen anderen vom hohen Adel bei ihrer schon früher gefaßten Absicht stehen bleiben, Schweden auf ihre Weise glücklich zu machen, nämlich ohne Mitwirkung des Herzogs. Die Bjelkes haben jedoch die Redlichkeit deines Vaters ein-

gesehen, eben so, daß sie sehr unrecht daran gethan haben, es — wenn auch blos um des Scheines willen — mit diesem unzuverlässigen Sigismund zu halten. Gott lasse nur auch Alles so bleiben, wie es jetzt den Anschein hat, sich zu gestalten, der Himmel gebe, daß alle Zwistigkeiten und Mißverständnisse, welche jahrelang unsere Familie von der Bjelke'schen getrennt, sich zerstreuen wie der Nebel, der an einem Herbstmorgen das lebenspendende Antlitz der Sonne umdüstert, aber bald vor ihren erwärmenden, Alles durchdringenden Strahlen zurückweicht.«

»Du sprichst schön, Mutter,« sagte Carl, indem er die Hand der edlen Matrone ergriff und mit kindlicher Ehrerbietung und Liebe an seine Lippen führte. »Ich hoffe, daß der Geist des Friedens, der heute vernehmbar, wenn auch unsichtbar, uns Alle umschwebt, ein dauernder sei und mit seinen weißen Schwingen stets die Herzen fächle, welche sich so lange seiner Stimme verschlossen haben. Wie haben wir nicht Alle an dieser Versöhnung gearbeitet! Du weißt dies am besten, Mutter, die Du so viel und so warm meinem Vater sowohl als mehreren Andern zugeredet und —«

»Ach ja, wie lange habe ich tauben Ohren gepredigt,« seufzte Frau Johanna, ihren Sohn unterbrechend. »Es bedurfte solcher vernunftwidriger Handlungen wie die von Sigismund begangenen, ehe die verblendeten Herren einsahen, daß es besser ist, wenigstens zu thun, als hielten sie zu dem Herzog.«

»Ja,« sagte Carl mit frohlockender Miene, »nun wird gewiß Alles wieder gut.«

»Gut?« wiederholte Frau Johanna. »Du vergissest, daß dein Bruder jetzt mehr als je sich hartnäckig zu Sigis-

mund hält, daß er sich mit dem Herzog veruneinigt — was sage ich, daß er diesen stolzen Fürsten, der niemals zu verzeihen pflegt, tödtlich beleidigt hat, daß der Herzog ihm unversöhnlichen Haß geschworen und erklärt hat, er werde sich an ihm auf eine Weise rächen, welche allen Anderen zum warnenden Exempel dienen solle.

»Hast Du dies Alles vergessen, mein Sohn, daß Du Dich einer Freude überlässest, welche wohl an und für sich ihren guten Grund haben kann, aber doch nicht in dem Grade, wie Du zu zeigen scheinst.«

»Dann ist es also des Schicksals Wille,« entgegnete Carl mit betrübter Miene, »daß keine Freude auf Erden ungetrübt sei. Soll ich nun, wo die Hoffnung mir lächelt, gehen und wegen meines halsstarrigen und unversöhnlichen Bruders, welcher es für keine Sünde hält, Alle, die ihm durch die Bande des Blutes und der Natur das Theuerste auf Erden sein sollten, von sich zu stoßen, den Kopf hängen? — Laß ihn doch seinen eigenen Weg gehen, Mutter. In dem fremden Lande, wohin er nun bald mit dem König zurückkehrt, wird er das Glück finden, welches er sucht, und welches ihm genügt. Axelina wird ihm nicht untreu — ihr unruhiger Vater ist ihm hold und der König ist ihm stets gewogen. Mehr als diese drei Personen braucht er ja nicht, um glücklich zu sein. Wir hier daheim sind für ihn überflüssig und bald wird er vergessen, daß wir jemals existirt haben.«

»Du sprichst sehr lieblos, Carl,« sagte Frau Johanna, indem sie mit gleichzeitig mißbilligender und bekümmerter Miene den Kopf schüttelte.

»Nein, Mutter,« eiferte Carl, »ich bin nicht lieblos,

und wenn Du dies sagst, so ist dies wohl nicht dein Ernst. Alle Geduld aber hat eine Grenze und wie hat Gustav alle meine Versuche zur Versöhnung zurückgewiesen! Und was habe ich ihm denn jemals Uebels gethan — ich, sein einziger Bruder, der nichts Besseres verlangt, als für's ganze Leben sein bester, sein treuester Freund zu sein? — Inzwischen hoffe ich immer noch, daß —«

»Wohl Dir, der Du noch in dem glücklichen Alter lebst, wo man auf Alles, selbst das Ungereimteste hoffen kann,« fiel Johanna ihrem Sohn in's Wort. »In meinen Jahren dagegen hat man schon längst Finsterniß vom Licht unterscheiden gelernt, und Du findest wohl selbst, daß ich und dein Vater uns nicht recht der Freude über dieses Versöhnungsfest hingeben können, da blos einer unserer Söhne daran theilnehmen will, während der andere verschmäht, nun noch die Schwelle der Heimat zu betreten Du sagst, Gustav werde in dem fernen Lande das Glück finden, welches er sucht und welches für ihn genug ist. Bist Du aber dessen gewiß? Weißt Du, ob der schwache Sigismund nicht in Polen eben so abgesetzt werden kann, wie er — unter uns gesagt — dies in Schweden ganz gewiß wird. Wie wird es dann, wenn der unzuverlässige Herrscher in Folge einer Laune oder eines bis jetzt nicht vorauszusehenden Zufalls — denn es kann sich ja Vieles ereignen — Gustav seine Gnade entzieht. Wohin soll dann der arme Schwede fliehen? In sein Vaterland nicht, denn dessen Regent haßt und verfolgt ihn und wünscht nichts inniger, als ihn in seine Gewalt zu bekommen, um ihm Leben und Eigenthum zu rauben. O Carl, ich zittere für meinen Erstgeborenen! Muß ich denn fortwährend zittern bis an meinen Tod und kann

ich mich folglich niemals der Freude und der Hoffnung hingeben?«

»Gott wird Alles zum Besten lenken, geliebte Mutter! Es kann ja Alles wieder gut werden. Gustav kann ja möglicherweise auch noch zur Einsicht kommen und durch unsern verehrungswürdigen Vater, welcher der Freund des Herzogs ist und bleibt, sich mit diesem wieder aussöhnen. Heiter wird er dann in sein Vaterland und zu seiner Familie zurückkehren und im Gefühl seines begangenen Unrechts beide doppelt lieben.«

»Schön ist dein Traum, Carl, mein hoffnungsvoller, edler Sohn, und ich gönne Dir die Rosen desselben, wenn ich auch nicht an seine Verwirklichung glauben kann. Auf Dich — Dich selbst, deine Zukunft und die Freude, die Du uns künftig bereiten wirst, hoffe ich dagegen mit größerem Grund. Gott segne Dich für das, was Du bis jetzt gewesen, und mit Gottes Hilfe stets bleiben wirst. Doch nun müssen wir dieses Gespräch schließen. Ich muß Dich verlassen, denn ich habe noch viel zu thun, ehe unsere Gäste kommen.«

»Nein, geh nicht, geh noch nicht, Mutter!« rief Carl, indem er ihre Hand ergriff und festhielt. Gönne deinem Sohne noch einige Augenblicke. Es geschieht ja so selten, daß wir ohne Zeugen — daß ich mit Dir allein mich in der Wärme deiner mütterlichen Liebe sonnen kann. Dank für den Segen, welchen Du so eben über mich aussprachst. Er wird mir Glück bringen. Ich bedarf jedoch noch eines Segens, obschon von anderer Art — ja, noch mehr, ich bedarf der Fürbitte, der Vermittlung meiner Mutter in einer Sache, deren scheinbare Unmöglichkeit bis

jetzt mich fast zur Verzweiflung getrieben, die aber nun in Folge der Versöhnung zwischen uns und Thure Bjelke —«

Hier ward er mitten im Satze von Herrn Arvid unterbrochen, welcher plötzlich eintrat und etwas seiner Gattin zu sagen hatte, welche demzufolge den Sohn verlassen und die Unterredung mit demselben aufgeben mußte.

Das, was Herr Arvid sagte, war kurz und betraf die Anordnungen für den Abend.

Er entfernte sich auch sofort wieder und Frau Johanna begab sich sodann in die Vorraths- oder Speisekammer.

Die Haushälterin war für den Augenblick nicht da und der Küchenmeister nebst den beiden Küchenjungen eifrigst in der Küche beschäftigt, so daß Frau Johanna einige Augenblicke allein war und eine schön verzierte Torte betrachtete, welche nebst vielen andern Delicatessen bei der Abendmalzeit aufgetragen werden sollte.

Da knarrte die Thür, nach welcher Frau Johanna mit dem Rücken gewendet stand. Sie glaubte, es sei die Haushälterin, welche hereinkäme, und nahm sich daher nicht einmal die Mühe, den Kopf herumzudrehen, bis sie rasche und leichte Tritte hinter sich hörte.

Verwundert — denn es waren nicht die schweren Tritte der alten Mutter Brita, und ebenso wenig pflegte irgend Jemand von dem zahlreichen Dienstpersonal sich der Hausherrin auf diese Weise zu nähern — drehte sie sich rasch herum und rief überrascht und bestürzt:

»Mein Sohn Gustav! Und hier in der Speisekammer

suchst Du mich auf! Und mit einem Packet unter dem Arm!«

»Ich hatte einen Diener, der mir es bis an die Hausthür getragen hat,« entgegnete der junge Mann. »Durch die Hausflur und Küche habe ich es jedoch selbst getragen. Es enthält jedoch eine Gabe, welche ich meiner Mutter zur Benützung bei dem heute Abend stattfindenden Fest verehren will.«

»Hm! Ich danke Dir, mein Sohn,« sagte die Mutter gleichsam etwas zögernd. »Die beste Gabe wärest Du selbst — eine Gabe, über welche wir uns mehr freuen würden, als über jede andere. O Gustav, kannst Du nicht auch an unserm frohen Feste theilnehmen, welches dann erst ein recht frohes werden würde? Es fehlt ihm die Krone, wenn der älteste Sohn des Hauses nicht dabei ist.«

Gustav ergriff die Hand seiner Mutter und drückte sie ehrerbietig an seine Lippen.

»Dank für diese schönen Worte, geliebte Mutter,« sagte er. »Es ist wohlthuend, so etwas zu hören, wenn auch der Sinn —«

Hier stockte er.

»Was!« fiel Frau Johanna ein, »bezweifelst Du den Sinn der Worte deiner eigenen Mutter, Knabe? O, es sind schwere Zeiten, wo Mutter und Kinder einander nicht mehr verstehen.«

»Schwere Zeiten, ja wohl sehr schwere Zeiten,« seufzte Gustav.

»Aber so komm doch um's Himmels willen wenigstens in ein Zimmer!« rief Frau Johanna, welche sich

jetzt erst zu besinnen schien, an welchem Orte sie sich befanden.

»Und warum?« fragte Gustav. »Ich suchte meine Mutter und ich habe sie gefunden. Der Ort ist mir gleich.«

»Aber dieser ist doch nicht von der Art, daß man hier Fremde empfangen könnte.«

»Fremde! O Gott! Der Sohn des Hauses!«

»Da siehst Du es, Gustav. Durch deine lange Abwesenheit bist Du selbst im älterlichen Hause fremd geworden. Ich glaube nicht, daß Du uns seit unserer Rückkunft von Upsala im Februar dreimal besucht hast und jetzt stehen wir schon in den letzten Tage des Mai.«

»Laß uns nicht davon sprechen, beste Mutter, sondern von dem Gegenstand, der mich hieherführt.«

»Aber nicht hier, Gustav, nicht hier. Wir wollen in ein Zimmer gehen.«

»Ich gehe nicht mit,« antwortete Gustav in bestimmtem Tone. »Du weißt, verehrte Mutter, daß ich die finsteren Blicke und harten Worte meines Vaters fürchte. Will meine Mutter mir nicht einige Augenblicke da gönnen, wo ich sie getroffen, so muß ich unverrichteter Sache wieder fortgehen.«

»Nun dann, wie Du willst. Dann muß ich Dich wohl anhören, obschon der Ort sich nicht dazu eignet. Was hast Du mir mitzutheilen, Gustav?«

»Ich wollte Dich bitten, Mutter, mit diesem Geschenk eines Sohnes, obschon eines weniger geliebten Sohnes, fürlieb zu nehmen. Es —«

»Gustav, wenn Du so sprichst, so mag ich weder Dich noch dein Geschenk sehen.«

»Ich will nicht davon sprechen. Die Schuld liegt vielleicht an mir. Inzwischen schau her, Mutter! — Dies ist etwas, was man Servietten nennt und deren man in Polen sich schon seit zehn Jahren bedient, obschon man ihren Gebrauch hier in dem nördlich gelegenen Schweden, welches in allen Dingen hinter seiner Zeit zurückbleibt, nicht kennt. Schau her! Diese kleinen Tücher sind bestimmt, beim Serviren des Tisches eins vor jedem Gast aufgelegt zu werden, damit er sich daran während des Speisens Mund und Finger wische. Die Fransen daran, so wie die Stickereien sind von echtem Gold, so daß sie ohne Schaden gewaschen werden können. Daß es in Stockholm Leute gibt, welche solche Wäsche besorgen können und ihren Lebensunterhalt damit verdienen, weiß ich schon seit meiner Kindheit, denn Du ließest ja zuweilen deine Tafeltücher waschen und diese Servietten sind eben so wie jene von dem allerfeinsten niederländischen Leinendamast.«

Frau Johanna betrachtete mit eben so viel Bewunderung als Wohlbehagen eines der für sie ganz neumodischen kostbaren kleinen Tücher, welches der Sohn auseinandergeschlagen und ausgebreitet in beiden Händen hielt.

»Die Tücher sind sehr schön,« sagte sie. »Wie nanntest Du sie?«

»Servietten, liebe Mutter. Man hat jetzt in Polen dergleichen überall, sogar in bürgerlichen Häusern. Für gewöhnlich und wenn man nicht die Mittel hat, bessere anzuschaffen, benutzt man deren von etwas gröberem holländischen Damast und mit Fransen von Leinen oder Seide,

welche letztere jedoch beim Waschen abgetrennt und später wieder angenäht werden muß. Ich habe deren sogar gesehen, die mit Seide oder buntem Zwirn durchnäht waren. Am Hofe von Polen aber und in den Häusern des vornehmsten Adels, welcher dort unglaublich reich und mächtig ist, bedient man sich stets solcher Servietten wie diese hier. Sieh, Mutter, in den einen Zipfel eines jeden habe ich unser Familienwappen sticken lassen und es sind im Ganzen vierundzwanzig Stück.«

»Dank, mein Gustav, für deine Aufmerksamkeit und dein Wohlwollen,« entgegnete Frau Johanna, »und dennoch weiß ich nicht recht, ob ich dein Geschenk annehmen soll. Jedenfalls könnte es nur unter einer Bedingung geschehen.«

»Und diese wäre?«

»Daß Du hier bleibst, oder heute Abend wiederkommst.«

»Das kann ich nicht, theuerste Mutter.«

»Du kannst es nicht?«

»Nein, und ich setze hinzu: ich will auch gar nicht.«

»Das wird wohl der eigentliche Grund sein, lieber Gustav.«

»Ach, liebe Mutter, sieh deinen Sohn nicht mit so zornigen Blicken an. Wie könnte ich wohl an einem Gastgebot theilnehmen, wo diese Bjelke, Banér und Gott weiß wie sie Alle heißen, zugegen sind, die sich mit dem König verfeindet, öffentlich mit ihm gebrochen haben und zu der Partei des Herzogs übergegangen sind, wie, frage ich, soll ich mit diesen Leuten zu Tische sitzen, ohne selbst sofort die Gunst des Monarchen zu verlieren und vom Hofe verwiesen zu werden?«

»Dieser Verlust, sollte ich meinen, wäre noch zu ertragen.«

»Ich weiß, daß Du so denkst, Mutter; ich aber denke nicht so.«

»Ja, ja, Vater, Mutter, Bruder, Verwandte und Freunde, noch während dieselben alle leben, zu verlieren, dies hältst Du für einen Verlust, der sich ertragen läßt.«

Gustav zuckte die Achseln und fuhr nach einer Pause fort:

»Beste Mutter, wir haben über diese Sache schon so viel gesprochen, daß es überflüssig wäre, noch mehr Worte daran zu verschwenden. Sigismund treu zu bleiben, dazu mahnt mich meine Pflicht und mein Gewissen, und diese sprechen lauter als selbst die Stimmen des Blutes und der Natur. Uebrigens hoffe ich, daß die Zeit kommen werde, wo die Stimmen aller dieser jetzt widerstreitenden Pflichten zu einem harmonischen Accord verschmelzen.«

»Du hofftest das, Gustav? O nein, Du hoffst es nicht. Sag' lieber rein heraus, daß Du Dich nicht darum kümmerst, wie es geht, dafern Du nur deinem Vaterland und deinen Angehörigen entsagen kannst, um mit allen deinen Gefühlen, deinem ganzen Wesen dem König Sigismund und dem Lande Polen anzugehören.«

»Nein, dem ist nicht so, Mutter. Meinem Vaterland entsage ich niemals — ebensowenig als meinen Angehörigen. Ich kann aber nicht dafür, daß diese letztern von ihrem rechtmäßigen König abfallen und sich zu seinem und meinem bittersten Feinde halten, zu dem Feind des Landes, dem Mann der List und Gewalt.«

»Aber ist der König nicht ein wortbrüchiger Feigling?« rief Frau Johanna.

»Liebe Mutter!« rief Gustav, indem sein Gesicht von der Röthe des Zornes erglühte. »Laß uns weiter nicht davon sprechen. Sigismund ist mein König und Freund, und wenn auch Alle ihm untreu würden, so geschieht dies von mir doch ganz gewiß nicht.«

»Früher oder später aber wird er Dir untreu werden, unglücklicher Knabe.«

»Nein, das wird er niemals.«

»Und was bürgt Dir dafür? — Sein Versprechen? Sein königliches Wort? Eine schöne Bürgschaft! Hat er wohl den Schweden jemals Wort gehalten?«

»In seine Regierungsangelegenheiten mische ich mich nicht, beste Mutter.«

»Dann bist Du auch kein Schwede mehr. Wärest Du ein solcher, so würdest Du ebenso wie wir Andern alle mit Verdruß die vielen tausend von Sigismund angeworbenen Polen sehen, welche im Thiergarten ihr Lager aufgeschlagen haben, und in ihren bunten Federhüten und Uniformen wie Truthähne in der Stadt herumspaziren, überall Händel suchen, und vor welchen, sobald die Abenddämmerung einbricht, Niemand, sei es Mann oder Weib, des Lebens sicher ist.«

»Liebe Mutter, laß' Dich doch nicht durch dergleichen in Umlauf gesetzte falsche Gerüchte beunruhigen. Die Polen beleidigen, darauf gebe ich Dir mein Wort, keinen Menschen, dafern man sie nur selbst in Ruhe läßt.«

Frau Johanna betrachtete ihren Sohn, während er dies sagte, mit einem sonderbaren, ungewöhnlichen Blick,

denn man las darin ein Gemisch von Verdruß und Mitleid, Zorn und Liebe. Sie fand jedoch die Parteilichkeit ihres Sohnes für Sigismund und Alles, was polnisch hieß, so groß und so tief gewurzelt, daß sie wohl einsah wie vergeblich jeder Versuch sein werde, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Dennoch glaubte sie, nicht genug oder richtiger nicht Alles gesagt zu haben, was ihr Gewissen und ihre Mutterpflicht ihr gebot, und da eine innere Stimme ihr zuflüsterte, daß dies vielleicht das letzte Mal sei, wo sie mit ihrem ältesten Sohne spräche, so sagte sie:

»Schon ältere und erfahrenere Männer als Du sind früher gefaßten Vorsätzen untreu geworden und haben ihr gegebenes Versprechen gebrochen, sobald sie einsahen, daß sie es unter falschen Voraussetzungen oder einem Unwürdigen gegeben. Bleibst Du in dem Lande Polen und liegt Dir daran, die Gunst deines Königs zu bewahren, so gehst Du zuletzt auch, entweder allmälig, oder mit einem Male, zu seiner und jenes Landes Religion über.«

»Niemals, meine Mutter! Wer sagt dies?«

»Meine Vernunft und mein Urtheilsvermögen. Wenn Sigismund, wie das nicht anders geschehen kann, früher oder später des schwedischen Thrones verlustig erklärt wird und nur noch Polen behält, so —«

»Wie, meine Mutter, Du sprichst Worte, welche gefährlich sind, die Dem, der sie spricht, den Kopf kosten können?«

»Ja, das gebe ich zu, dafern Jemand Anders als mein Sohn sie hörte. Doch wir sind allein, die Thür ist verschlossen und meine Dienstleute sind nicht gewohnt, ihre Herrschaft zu behorchen. Ueberdies haben sie jetzt auch voll-

auf mit andern Dingen zu thun. Kommen wir auf das zurück, was ich soeben sagte, Gustav. Ich bin keine Parteigängerin, Gustav, das weißt Du. Ich gehöre nicht zu den Frauen, welche die Zwistigkeiten der Männer anfachen, um sich wichtig zu machen und das stolze Gefühl zu hegen, daß sie etwas zu bedeuten haben. Im Gegentheile, ich hasse diese unglückseligen Parteikämpfe, in welche meine Landsleute jetzt verwickelt sind, und ich betraure das Verderben, welches dadurch über unser armes Vaterland gekommen ist. Dies ist aber Alles die Schuld des verstorbenen Königs Johann und seines Sohnes und Nachfolgers, und so wie es jetzt ist, kann es nicht lange mehr bleiben. Geht Sigismund von hier fort, ohne die für die innere Ruhe Schwedens nothwendigen Maßregeln zu treffen, so bleibt er nicht mehr lange König des Landes. Einer muß regieren und er muß innerhalb des Reiches wohnen, und ein starker Arm und ein heller Kopf gehören dazu, um die Ordnung wieder herzustellen und aufrecht zu erhalten. Das sehe ich ein, obschon ich nur ein Weib bin. Deshalb, Gustav, frage ich Dich: Wenn Sigismund nicht mehr Schwedens König heißt, und jeder schwedische Mann aus Polen hinwegzieht, was gedenkst dann Du zu thun?«

»Trotzdem dort zu bleiben, an der Seite meiner Axelina, welche mich überall hin begleiten wird, wäre es selbst in eine Wüstenei. Wenn Herzog Carl erst Reichsverweser, dann König wird, kann ich ja ohnehin nicht in mein Vaterland zurückkehren. Er haßt mich und hat in einer großen Versammlung mir den Untergang geschworen. Wir wissen, daß dieser Mann, wenn es sich um Rache handelt, sein Wort zu halten pflegt.«

»Er hält es im Guten wie im Bösen, mein Sohn. Aber warum hast Du ihn gereizt? Warum mischtest Du Dich am letzten Tage seines Verweilens in Upsala in den Zwist zwischen ihm und dem König? Kam es Dir, einem jungen, noch untergeordneten Manne, zu, Dich in Streitigkeiten zwischen zwei Fürsten zu mengen?«

»Du hast sehr Recht, Mutter. Es geziemte mir allerdings nicht und ich hätte auch kein Wort gesprochen, obschon es in mir kochte, als ich meinen geliebten König von jenem Grobian schimpfen hörte, dafern er mir nicht selbst die Ehre angethan hätte, meinen Namen zu nennen.«

»Deinen Namen?«

»Ja, meinen Namen. So unbedeutend meine Person auch erscheinen mag, so nannte der Herzog doch meinen Namen und zwar zugleich mit einer Menge anderer, die er alle für Vaterlandsverräther erklärte. Sollte ich nun wohl in einer großen und glänzenden Versammlung von Edelleuten mich so offenbar beschimpfen lassen? Nein, es freut mich, so lange ich athme, daß ich ihm im Beisein aller jener Herren sagte, nicht ich, sondern er selbst sei ein Verräther und sogar etwas noch Schlimmeres.«

»Das thut Dir wohl, Gustav, aber es dürfte Dir auch sehr leicht wehe thun. Nimm Dich in Acht vor dem Herzog, darum bitte ich Dich inständig.«

»So lange der König innerhalb der Grenzen Schwedens weilt, kann der Herzog mir nicht schaden, und wenn der König fortgeht, so folge ich ihm. In dieser Beziehung kann ich also ruhig sein. Und nun, theure, geliebte Mutter, leb' wohl. Fürchte nichts für mich. Der Herzog wird mich

niemals in seine Hände bekommen und der König soll mich nie zum Abfall von meinem Glauben bewegen.«

»Wenn aber alle Schweden das Land Polen verlassen und Du dort allein zurückbleibst?«

»So wird mir dennoch kein Leid widerfahren. Leb' wohl, meine Mutter.«

»Leb' wohl, geliebter Sohn. Herzlichen Dank für dein Geschenk. Wann kommst Du wieder?«

»Das weiß ich nicht. Vielleicht niemals. Schon heute habe ich viel gewagt, es war ein bloßer Zufall, daß ich kommen konnte. Leb' wohl, Mutter! Deinen Segen, ehe ich gehe.«

Er beugte das Knie und senkte das Haupt, auf welches die Mutter ihre Hand legte, während sie weinend sagte:

»So leb' denn wohl, Du mein Erstgeborener. Welchen Weg Du auch gehst, so werden die Segenswünsche deiner Mutter Dich doch stets begleiten.«

»Dank, Dank!« sagte er, indem er die Hand seiner Mutter ergriff und an seine Lippen drückte.

Einen Augenblick später war er fort. Frau Johanna eilte aus der Vorrathskammer durch die Küche, ohne Jemanden oder etwas anzusehen, die kleine Treppe hinauf in ihr Ankleidezimmer, wo sie glücklicherweise keine der Kammerzofen fand, was unter andern Umständen sie nicht wenig erzürnt haben würde, denn die dringende Arbeit, welche sie ihnen aufgegeben, war noch unvollendet.

Froh, allein zu sein, beeilte sie sich die Thür zu verriegeln, worauf sie auf das in dem Zimmer stehende Ruhebett niedersank, das Gesicht in den weichen Kissen barg

und weinte. Sie weinte, wie nur eine arme Mutter weinen kann, wenn sie so eben Abschied von ihrem Sohn genommen und glaubt, daß er von tausend Unfällen bedroht wird und daß er für immer einen unrechten Weg eingeschlagen.

»O, mein Gott,« flüsterte sie schluchzend, »ich soll ihn also nie wiedersehen. Er kam blos, um von mir Abschied zu nehmen, um meinen letzten mütterlichen Segen zu empfangen. Mein armer, unglücklicher Sohn! Ach, niemals, niemals werde ich ihn wiedersehen!«

Nach einer Weile, nachdem sie ruhiger geworden, erhob sie sich, trocknete ihre Thränen und sagte bei sich selbst:

»Indessen anders als Gott will, kann es doch nicht gehen. Fasse Muth, Johanna, Du hast deine Pflichten als Hausmutter zu erfüllen und darfst Dich heute keinem weichlichen Gram hingeben. Heute Abend, wenn die eingeladenen Gäste unser Haus wieder verlassen haben und die Nacht ihren schwarzen Schleier über Land und Stadt mit allen zermalmten Herzen, die darin athmen, zieht, dann kannst Du Dich ausweinen. Jetzt mußt Du handeln.«

Und indem sie dies sagte, näherte sie sich dem Spiegel der aus einer polirten Silberplatte bestand, glättete vor demselben die Falten ihres Gesichts, hauchte auf ihr Taschentuch und hielt es sich vor die rothgeweinten Augen.

Als sie dann wieder eine ruhige Miene und würdige Haltung annehmen zu können glaubte, zog sie den Riegel zurück, rief ihre Zofen und ließ sich ankleiden, als ob nichts vorgefallen wäre.

Neuntes Capitel.

Das Gastgebot.

Gegen drei Uhr Nachmittags, der Stunde, wo die eingeladenen Gäste erwartet wurden und was, vom bürgerlichen Gesichtspunkt aus betrachtet, als ziemlich spät erschien, obschon es mit dem Gebrauch der vornehmen Welt übereinstimmte, stand Frau Johanna in dem großen Empfangssaale und legte die letzte Hand an die Toilette des kleinen Evert.

Mit einem silbernen Kamm theilte sie das wunderbar schöne goldgelbe Haar des Knaben, so daß es in langen Locken gleichmäßig zu beiden Seiten über den umgeschlagenen, mit breiten brabantischen Spitzen besetzten Hemdkragen von holländischer Leinwand fiel.

»Dieser kleine Bursche könnte nicht schöner und kostbarer gekleidet sein und wenn er ein Prinz wäre,« sagte Herr Arvid, der in diesem Augenblick eintrat. »Es ist vielleicht nicht ganz recht von uns, ihn auf diese Weise herauszustaffiren, da er doch auf alle Fälle weiter nichts werden kann als etwas Untergeordnetes. In der einfachen Tracht, welche dann seinem Stande zukommt, wird er sich der Tage seiner Kindheit erinnern und sich bei diesem Vergleich wahrscheinlich sehr unglücklich fühlen.«

»Da kannst Du Recht haben,« antwortete Frau Johanna, »und es ist auch gar nicht meine Absicht, den Knaben zu einem eitlen Narren zu erziehen. Es ist aber gar so

hübsch, ihn zu behandeln wie eine Puppe, so lange er noch klein ist und noch weder von Gegenwart noch von Zukunft etwas versteht. Allmälig und unbemerkt werde ich ihn an einfachere Kleidung gewöhnen.«

»Das ist recht,« sagte Herr Arvid und stellte sich an ein Fenster, wo er in tiefe Betrachtungen versank.

»Wo ist Axelina?« fragte er nach einer Weile. »Ist sie noch nicht angekleidet?«

»Ich glaube, sie ist es,« antwortete Frau Johanna. »Ich habe sie noch nicht wieder gesehen, seitdem wir zu Mittag speisten, und die Niedergeschlagenheit, in welche sie jetzt fortwährend versenkt zu sein scheint, veranlaßt mich, sie mit Fragen und andern Dingen so viel als möglich in Ruhe zu lassen.«

»Das ist recht,« entgegnete Herr Arvid. »Es ist Schade um das arme Mädchen. Daß sie mit Herz und Seele an dem König, der Prinzessin und der ganzen Gesellschaft da droben hängt, dies hätte weiter nichts zu sagen, denn es kommt in Sachen der Politik ja nichts darauf an, was ein junges Mädchen denkt und meint; sie hat aber leider eben deshalb hier unter uns nicht eine einzige gleichdenkende Seele, gegen welche sie sich aussprechen könnte. Ich, Du, Carl, Axelina's Onkel — wir alle huldigen einer der ihrigen gerade entgegengesetzten Ansicht und sie muß sich daher hier ganz fremd fühlen.«

»Es wird besser für sie werden, wenn sie Schweden verlassen kann.«

»Schweden — ja, Schweden und auch — uns.«

»Allerdings. Es wird aber hier sehr leer werden, wenn sie fort ist, besonders für mich.«

»Das glaube ich wohl, ich kenne aber einen Verlust, der noch weit fühlbarer ist.«

»Auch ich kenne denselben, bester Arvid. Wir wollen uns jedoch nicht gegenseitig durch Besprechung dessen aufregen, was uns so schwer auf dem Herzen liegt; wir müssen ja jetzt froh und heiter aussehen, um unsere geladenen Gäste zu empfangen, wie es sich gebührt. Wir sind ihnen und uns Selbstbeherrschung schuldig und —«

»Seinen Sohn, seinen ältesten Sohn auf diese Weise und so gänzlich verlieren zu sollen!« murmelte Herr Arvid indem er mit dem Fuße stampfte, ohne auf das, was seine Gattin über die nöthige Selbstbeherrschung sagte, zu achten.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und Axelina Lejonhufvud trat ein, schön in ihrem prachtvollen Festkostüm, aber weit bleicher als gewöhnlich.

Es dauerte nicht lange, so fanden die geladenen Gäste sich rasch nach einander ein und man setzte sich zur Tafel.

Mit der Unterhaltung wollte es anfangs nicht recht fort. Man schien so viel auf dem Herzen zu haben, daß man nicht wußte, wo man anfangen oder enden sollte.

Der Wirth füllte jedoch einen großen Becher mit Rothwein und leerte ihn auf das Wohl seiner Gäste.

Diese Gesundheit ward gründlich von allen Seiten beantwortet und das Band der Zunge begann allgemach sich überall zu lösen.

»Meine Herren,« sagte Herr Arvid Stalkrona, »es freut mich mehr, als ich mit Worten ausdrücken kann, Euch als Gäste an meinem Tisch versammelt zu sehen. Ich bin

kein Freund von Uneinigkeit und Zwiespalt, aber dennoch wird mein Herz von Freude erfüllt bei dem Gedanken, daß Männern, so wie Ihr alle sammt und sonders seid, endlich die Augen aufgegangen sind und daß sie sich von dem verhaßten Sigismund zurückgezogen haben.«

»Uebereingestimmt haben wir nie mit ihm, dies kann ich sowohl in meinem als im Namen aller dieser Freunde versichern,« antwortete Hogenschild Bjelke. »Wir wollen indessen bis auf Weiteres den Mittelweg einschlagen. Wir wollen sehen, was wir in Güte ausrichten können, ohne offenbaren Bruch mit dem König, einen Bruch, der nicht ohne Gefahren bleiben würde. Da der König inzwischen in allen Dingen seinen bei der Krönung gegebenen Versicherungen entgegenhandelt, so fordert unser Gewissen, nicht länger stillschweigend den Unfug mit anzusehen, der hier getrieben wird.«

»Ich glaube,« sagte Graf Mauritz Lejonhufvud, »daß das Volk im Allgemeinen mit den dermaligen Verhältnissen sehr unzufrieden ist und dies kann auch nicht anders sein. Schon der Umstand, daß die Priester, die sich doch Gottes Diener nennen und welche Frieden stiften, zur Ruhe ermahnen und Einigkeit predigen sollten, statt dessen sich angelegen sein lassen, von den Kanzeln einander offen zu bekriegen, bedeutet nichts Gutes für Alle, welche einen Bürgerkrieg fürchten.«

»Wann kommen die Dalekarlier?« fragte Stalkrona.

»Morgen beizeiten; vielleicht sind sie zum Theil schon da,« antwortete Herr Possen.

»Ihre Zahl ist ja aber eine so geringe,« hob Herr Arvid wieder an. »Es werden höchstens fünfhundert Mann

sein. Bedenkt, daß die vom König hierher angeworbenen Ausländer, welche aber keineswegs lauter Polen, sondern größtentheils Preußen sind, sich auf dreitausend Mann belaufen.«

»Was thut das?« sagte Clas Bjelke. »Um dreitausend solche Feiglinge wie die Polen und fremde gemiethete Söldlinge, wie die Preußen sind, in die Flucht zu schlagen, bedarf es wahrlich nicht mehr als dreihundert unserer starken, unerschrockenen Kämpfer aus dem Bärenland. In dieser Beziehung können wir ruhig sein. Inzwischen muß aber doch ein Jeder, in so weit er kann, einen Zusammenstoß hier zu verhindern suchen.«

»Gewiß! gewiß!« rief Gustav Banér. »Gott bewahre uns vor dem traurigen Anblick, schwedisches Blut in den Gassen fließen zu sehen.«

»Unglücklicherweise haben wir dies schon gesehen, obschon in geringerem Maßstabe,« seufzte Herr Arvid Stalkrona und heftete den Blick auf den Tisch.

Er hatte halb laut gesprochen, in dumpfem Tone und gleichsam als ob er die Anwesenheit der Andern für den Augenblick vergäße. Die Erinnerung an seine beiden Söhne schwebte ihm vor und sein Herz ward von Neuem erfüllt von Schmerz bei dem Gedanken, daß er selbst den ältesten in einem Alter verschenkt, wo derselbe noch nicht Herr seiner Handlungen war. Jetzt jedoch war es ihm unmöglich dieses Geschenk wieder zurückzunehmen.

Die sämmtlichen Gäste verstanden recht wohl, was in dem Innern des edlen Wirthes vorging, sie hüteten sich jedoch wohl, es zu äußern, oder mit einem einzigen Wort ihn in

seinen Betrachtungen zu stören. Es trat demgemäß ein Schweigen ein, welches mehrere Minuten dauerte, bis endlich Herrn Arvid's eigene Aufmerksamkeit dadurch erweckt ward, so daß er zusammenzuckte, um sich blickte, sich mit der Hand über die Stirn fuhr und seine Freunde dann auf freundliche und herzliche Weise aufforderte zu trinken, wo sie dann auch alle, um das Gespräch wieder in Gang zu bringen, seinem Wunsche recht gründlich nachkamen.

»Du bist bekümmert, wackerer Bruder Arvid,« begann endlich Clas Bjelke nach dieser langen Pause wieder das Wort zu nehmen. »Du bist bekümmert darüber, daß dein Sohn, der tapfere und früher zu so schönen Hoffnungen berechtigende Gustav Stalkrona, für immer für das Vaterland verloren ist. Ja, ja, meine Freunde, schaut mich nicht so verwundert an. Es sind harte Worte, die ich spreche, aber wahr ist es; mir scheint, es lohne nicht der Mühe, die Sache länger verheimlichen zu wollen. Der junge Stalkrona ist blind für Sigismunds Fehler und schwärmt für seine Vorzüge, obschon ich für meine Person dergleichen noch gar nicht an ihm zu entdecken vermocht habe.«

»Für Sigismunds Verdienste schwärmt er nicht, sondern für dessen vermeintes heiliges Recht auf die Krone Schwedens,« fiel Herr Arvid ein, ohne von dem Becher aufzublicken, den er in der Hand hielt.

»Ja,« fügte Graf Mauritz hinzu, »König Sigismunds gesetzliches Recht, nämlich sein Erbrecht, betrachtet Gustav als ein geheiligtes und aus diesem Grunde vertheidigt er es.«

»Und in dieser Beziehung steht er nicht allein,« hob Thure Bjelke an. »Ich habe leider einen Sohn, welcher

derselben Ansicht huldigt, und dies ist auch noch mit vielen Andern der Fall. Haben nicht beinahe alle die jüngeren Bjelkes nebst den Gyllenstjernas, Brahes, Stures und wie sie alle mit einander heißen mögen, sich während des kurzen Verweilens des Königs hier an ihn gedrängt, um Aemter, Ehren und Auszeichnungen zu verlangen?«

»Für solche Ehren und Auszeichnungen danke ich,« bemerkte Erik Oxenstjerna.

»Auch schlugen diese würdigen Leutchen sich sofort auf die andere Seite, als sie sahen, daß Clas Fleming und kein Anderer es war, der die Macht hatte, Aemter und Gnadenbezeigungen auszutheilen,« sagte Gustav Banér.

»Dieser Schurke!« rief Herr Sten. »Nicht genug, daß er sich dazu hergegeben hat, die von dem König angeworbenen dreitausend Ausländer von Danzig herüberzuführen, hat er, wie es allgemein heißt, auch die Absicht, sobald er den König und die Königin nach Danzig übergesetzt hat, von wo sie dann die Weiterreise nach Polen fortsetzen können, mit der Flotte nicht nach Schweden zurückzukehren, sondern damit nach Finnland zu segeln, von wo er in Sigismunds Namen Befehle auszufertigen, nach Gutdünken zu schalten und zu walten und gegen Schweden, welches auf diese Weise in seine Hände gegeben ist, den Tyrannen zu spielen gedenkt.«

»Dieses Gerücht dürfte doch wohl nicht begründet sein,« sagte einer der andern Herren.

»Wenigstens dürfte es nicht so leicht dahinkommen,« rief ein Anderer. »Es ist ja entsetzlich, daß ein Jeder, der etwas bei dem König anbringen will, sich nicht blos vor Fleming, sondern auch vor dessen Geheimschreiber, dem

verächtlichen Jöns Bult, demüthigen und besonders Letzterem Geschenke machen muß, damit er, der bei dem Admiral in hoher Gunst steht, seinen Einfluß zum Vortheil des Bittstellers geltend mache.«

»Inzwischen,« sagte Herr Thure Bjelke, »war es von unsern jungen Edelleuten sehr recht, daß sie noch bei Zeiten umkehrten und sich nicht so weit erniedrigten, daß sie Gnadenbeweise des Königs durch Fleming angenommen hätten. Auch Gustav Stalkrona hat sich in dieser Beziehung gut und ehrenhaft gehalten.«

»Das wird er auch stets,« versetzte Herr Arvid. »Von dem Admiral Fleming würde mein Sohn ebenso wie jeder andere schwedische Edelmann sicherlich keinerlei Gnadenbeweis annehmen, aber er hat dies auch nicht nöthig. Denn er steht dem König Sigismund persönlich so nahe, daß er von diesem, ohne sich erst an Fleming wenden zu müssen, Alles erlangen zu können glaubt, was er wünscht. Was dies aber eigentlich ist, weiß ich nicht. Ehrgeizig scheint er nicht zu sein, denn dann stünde er schon höher, als es der Fall ist. Sein ganzes Glück scheint darin zu bestehen, fortwährend in Sigismunds Nähe sein zu können.«

»Eine sonderbare Grille, die ihm noch sehr theuer zu stehen kommen könnte,« bemerkte Mauritz Lejonhufvud. »Viel klüger thäten die jungen Bjelkes und deren Freunde, wenn sie sich zu dem Herzog wendeten und bei ihm zu erlangen suchten, was sie von dem König nicht mit Ehren erhalten können.«

»Ist es so ausgemacht, daß es klüger wäre?« frug Sten Banér, indem er Lejonhufvud, dem von der ganzen Gesellschaft gefürchteten und weniger gut angesehenen Gra-

sen, einen Blick zuschleuderte, welcher nichts weniger als freundlich oder achtungsvoll war.

»Ich möchte es glauben,« antwortete Graf Mauritz mit trotziger Miene. »Zu welcher von beiden Parteien im Lande soll man sich halten? Denn kein kluger Schwede kann wohl läugnen, daß das ganze Reich in zwei Parteien getheilt ist. Daß die des Königs sich mit jedem Tage vermindert, ist handgreiflich, und daß sie endlich mit Gottes Hilfe in nichts zusammenschmilzt, dies steht zu hoffen und vorauszusehen. Es muß daher wohl das Klügste sein, sich zu der aller Wahrscheinlichkeit nach siegenden Partei zu gesellen, wenn man nicht Vaterlandsliebe oder Gerechtigkeitsgefühl genug besitzt, um zu finden, was die Pflicht fordert.«

Nachdem Herr Mauritz Lejonhufvud diese Worte vielleicht mit etwas mehr Wärme in Stimme, Blick und Geberde gesprochen, als in einer geladenen Gesellschaft von Freunden eigentlich statthaft war, erhob er sich und verließ Tisch und Zimmer.

Die andern Herren blickten ihm erstaunt, ja sogar gewissermaßen bestürzt nach.

»Wo will er hin?« fragten Mehrere.

»Er wird schon wiederkommen,« antwortete der Wirth ganz ruhig.

»Es war eben so gut, daß er ging,« meinte Herr Hogenschild Bjelke. »So lange er da war, getraute sich Niemand mit der Sprache recht heraus.«

»Und warum nicht?« frug Herr Arvid ruhig, aber ernst. »Wir sind keine Verschwörer, welche gegen das Wohl des Vaterlandes complottiren und deshalb fürchten müßten, verrathen zu werden. Wir meinen es Alle ehrlich

mit Land und Volk, und wenn wir in Folge der ungesetzlichen Handlungsweise des Königs nicht seine Freunde und Anhänger sein können, so müssen wir ja die des Herzogs sein. Einen dritten Ausweg gibt es meines Wissens nicht.«

Die geladenen Herren hielten es für räthlich, in dieser Beziehung dem edlen Wirth nicht zu widersprechen, denn sie wußten, daß er ehrlich und zuverlässig war wie gediegenes Gold. Welche Gedanken und Vorschläge sie auch in sich tragen mochten, so behielten sie dieselben doch vor der Hand für sich und die Besprechung ward mit Eifer weiter fortgesetzt.

Zuletzt beschloß man, daß eine Anzahl der vornehmsten adeligen Herren vor Sigismunds Abreise aus dem Lande sich nach Nyköping begeben sollten, um bei dem Herzog Rath nnd Hilfe zu suchen.

Dieser Beschluß sollte den übrigen Reichsräthen, welche nicht mit hier zugegen waren, schleunigst mitgetheilt werden.

Ende des zweiten Theiles.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.

Prospect und Subscriptions-Einladung.

Alexander Dumas,

der genialste Romantiker der Neuzeit, hat sich durch seine glänzende schriftstellerische Thätigkeit weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus verdienten, unvergänglichen Ruhm erworben. Niemand vermag es besser als er mit seltenem Erzählungstalent Wahrheit und Dichtung stets zu einem meisterhaften Ganzen zu verbinden und das Interesse, die ungetheilteste Aufmerksamkeit des Lesers seiner Romane vollkommen in Anspruch zu nehmen und bis zum Schlusse zu fesseln. Deshalb wurden auch alle Werke Alexander Dumas' mit Begeisterung aufgenommen, in viele Sprachen übersetzt und zu Jedermanns Lieblingslectüre erwählt. Unter den vorzüglichsten der Romane **Alexander Dumas'** nimmt unstreitig

Der Graf von Monte-Christo

die erste Stellung ein, denn in diesem Werke bewährt sich das unerschöpfliche Genie des berühmten Verfassers auf's Glänzendste. Seine reiche Einbildungskraft, seine glühende Phantasie verleiht der Handlung, sowie den auftretenden Personen das höchste Interesse. — Wessen Herz würde nicht vor Entsetzen schaudern ob der raffinirten Bosheit, welcher der Held des Romanes, der spätere Graf von Monte-Christo, anfangs zum Opfer wird, und wer könnte der nachherigen außerordentlichen Entwicklung und dem befriedigenden Abschluß dieses höchst interessanten Phantasiegebildes seine vollste Bewunderung wohl vorenthalten? —

Da sich die Nachfragen nach diesem Romane von Tag zu Tag mehren und die in unserem Verlage bereits erschienenen zwei starken Auflagen total vergriffen sind, haben wir uns entschlossen

Eine neue illustrirte Lieferungs-Ausgabe

des berühmten Romanes

Der Graf von Monte-Christo

zu veranstalten.